

Glauben und Wissen.

1906. IV. Jahrgang. — Heft 8. August.



Erlösung.

Erlösung — dieses Wort hat heute noch einen guten Klang in aller Ohren und findet kräftigen Widerhall in aller Herzen. Würde Jesus zu den Menschen kommen als politischer, sozialer Erlöser, der die Macht des Kapitalismus bricht und ihnen das Glück in den Schoß wirft, so würden Tausende ihn als ihren Führer proklamieren. Würde er die Menschen erlösen von allen ihren Sorgen, Nöten und Krankheiten, so würden Abertausende die Hände nach ihm ausstrecken. Weil er nicht ein solcher Erlöser werden wollte nach dem fleischlichen Sinn Israels, schlug man ihn ans Kreuz; und weil er nicht ein Erlöser der Menschheit im Sinne unserer materialistischen Zeitgenossen sein will, geht man mit Achselzucken an ihm vorüber. Auch viele seiner Jünger sind noch nicht frei von einer gewissen Art Materialismus im christlichen Gewand, und es ist darum nicht zu verwundern, wenn zuweilen ihre Hoffnungen in Trümmer gehen. Derselbe Sinn war es, der ihn gekreuzigt hat, der ihm bei seinen Jüngern so viel zu schaffen machte, der auch heute noch so viele Gläubige und Ungläubige am richtigen Verständnis Jesu verhindert. Er wollte der Erlöser der Welt sein in einem viel höheren Sinne, als sich's seine Zeitgenossen dachten und wünschten. Lernen wir Menschen der Gegenwart darum, ihn besser zu verstehen. Zwei Fragen sollen uns helfen, ein besseres Verständnis zu gewinnen.

Brauchen wir eine Erlösung? Ist nicht der Erlösungsgedanke erst durch das Christentum in die Menschenwelt hineingeworfen worden, um Raum zu schaffen für die Lehre von dem Erlöser, dem Propheten von Nazareth? Ist nicht das Erlösungsbedürfnis der Menschheit angedichtet oder anerzogen worden, um auf diese Weise der Erlösungslehre des Christentums die Bahn zu bereiten und die Türen zu öffnen? Nein, der Erlösungsgedanke ist nicht ein spezifisch christlicher, sondern ein allgemein menschlicher. Er hat im Christentum

den klarsten Ausdruck, in Christo seine Lösung gefunden, aber vorhanden war er, ehe Christus als Erlöser auf diese Erde kam, ehe die ersten Anhänger des Christentums die Botschaft der Erlösung hinaustrugen in alle Welt. Die Erlösung der Menschheit ist das große Problem, woran die alte Kulturwelt sich zerarbeitete, in das die alten Philosophen sich vertieften, welches Konfuzius und Buddha beschäftigte, um dessen Lösung bis in die Gegenwart herein die mannigfaltigsten Geister sich mühten. Der Gedanke mag je nach der Kulturstufe einzelner Völker, nach dem Entwicklungsgang und Bildungsgrad einzelner Persönlichkeiten eine verschiedene Färbung haben; er mag mit Irrtümern durchsetzt, von materialistischen Hoffnungen getrübt, durch philosophische Systeme gepreßt sein, aber vorhanden ist er. Goethes „Faust", Nietzsches „Zarathustra" und Tolstois „Auferstehung" bestätigen uns, daß der Erlösungsgedanke überall lebendig ist. Die Religionssysteme aller Völker, der niedrigste Kultus des wildesten Volksstammes beweisen uns das Bedürfnis einer Erlösung. „Was so allgemein ist, worin alle übereinstimmen, das kann nicht falsch sein, denn das muß im Wesen des Menschen begründet sein". Dieses bekannte Argument Ciceros findet auch hier seine berechtigte Anwendung.

Wenn man nun nach der Ursache dieses allgemeinen Erlösungsbedürfnisses fragt, so gibt uns die christliche Religion eine vielsagende Antwort mit dem einen Wort: Sünde. Aber Sünde ist ja ein dogmatischer Begriff, mit dem viele Menschen von heute nichts mehr zu tun haben wollen. Darum wollen wir mit Rücksicht auf die Voreingenommenheit vieler Leute gegen „dogmatisches Christentum" dieses Wort fallen lassen. Brauchen die Menschen, die von „Sünde" nichts hören mögen, deshalb keine Erlösung? Ist die Sünde dadurch, daß man diesen Begriff ausschaltet, beseitigt? Schiller, dem man „dogmatisches Christentum" gewiß nicht nachsagen kann, bekennt: „Der Übel größtes aber ist die Schuld." Ja, die Schuld! Wer sich von ihr nur frei wüßte! Wer nur sagen könnte: Auf meinem Leben, auf meinem Gewissen lastet keine Schuld, auch nicht die kleinste! Auch die Alten haben sie anerkannt durch den Glauben an die Erinnyen. Die Schuld mag nicht bei allen Menschen gleich groß und das Schuldbewußtsein nicht gleich tief sein; der Unterschied mag graduell sein, aber er ist nicht wesentlich. — An einer anderen Stelle finden wir das Erlösungsbedürfnis ferner begründet, nämlich in unserer inneren Gebundenheit und Unfreiheit, in dem Gemeinen in uns, wie man es nennt. Goethe rühmt von Schiller: „Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine." Und gewiß, Schiller war voll edlen Strebens; aber er selbst legt ein anderes Bekenntnis von sich ab, wenn er, an sich selbst verzweifelnd, ausruft:

„Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht!
Kannst du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So ford're, Tugend, auch das Opfer nicht:
Geschworen hab' ich's, ja, ich hab's geschworen,
Mich selbst zu bändigen;
Hier ist dein Kranz, er sei auf ewig mir verloren!
Nimm ihn zurück und laß mich wieder sündigen!"

Ja, wer fühlt nicht dieses Gesetz in seinen Gliedern, das uns in seinem Bannkreis

hält, so daß wir bekennen müssen mit dem Judenchristen Paulus: „Das Böse, das ich nicht will, tue ich, und das Gute, das ich will, tue ich nicht,“ und mit dem Römer Ovid: „Das Bessere seh’ ich und das Schlechtere tu’ ich.“ Mag man nun diese bindende Macht mit Goethe das „Gemeine“ nennen, mit Schiller als „Schuld“ anerkennen, oder mit der Bibel als „Sünde“ bezeichnen, in jedem Fall bleibt die Wahrheit bestehen, daß wir eine Erlösung brauchen. Aber:

Gibt es eine Erlösung? fragen wir weiter. Oder muß man jedem Sterblichen, wenn er zur Welt geboren wird, das Motto über sein Leben schreiben, welches Dante über der Höllenpforte las: „Laßt jede Hoffnung fahren, die ihr hier eintretet!“ Dann wäre es wahrlich trostlos. Eben so allgemein, wie das Erlösungsbedürfnis, ist auch die Erlösungshoffnung. Ich wüßte nicht, wie ein Mensch sein Leben ertragen sollte, wenn er diese Hoffnung nicht hätte. Aber wo ist diese Erlösung zu finden? Bei vielen hat das Wort Selbsterlösung einen sehr bestechenden Klang und nun zerarbeiten sie sich in der Menge ihrer Wege. Es ist merkwürdig, wie sich die Extreme immer wieder berühren, so auch in diesem Punkt der alte Buddhismus mit der modernen Theologie. In einem Punkte sind weite Kreise, die sonst jede Berührung mit einander meiden, eins, nämlich in dem Bemühen, zur Erlösung zu gelangen, ohne das Kreuz von Golgatha.

Wo suchen denn nun viele ihre Erlösung? Im Tempel des Wahren, Schönen und Guten.

Die Wahrheit zu suchen ist ja das ernste Bemühen der Wissenschaft. Probleme werden aufgerollt, Fragezeichen gemacht; man versucht hinter den Vorhang zu schauen und alle Lebens- und Welträtsel zu lösen. Aber auch Haeckel löst sie nicht; und wo es der Wissenschaft gelingt, Licht auf dunkle Fragen zu werfen, da bleibt sie doch noch heute wie vor Zeiten ratlos stehen vor der Frage: Was ist Wahrheit? Die Wahrheit, die frei macht (Joh. 8, 32) von aller inneren Gebundenheit wie von der Schuld wird nicht auf dem Weg des verstandesmäßigen Erkennens gefunden.

Manche suchen auf dem Weg der ästhetischen Bildung, in der Kunst ihre Befriedigung. Die Kunst in Ehren, aber man verlange von ihr nicht, was sie nicht geben kann. Ein Gemälde kann mich entzücken, begeistern; ein gewaltiges Tonwerk kann mich berauschen und fortreißen, aber erlösen? — nein, das kann es nicht. Ich kann mich dabei vergessen, aber nachher werde ich um so mehr empfinden, daß ich noch nicht mir selbst, dieser Welt, der Sünde entrückt bin. „Mag auch die künstlerische Darstellung dem Guten hin und wieder neue Reize leihen, mag die ästhetische Bildung den sittlichen Willen im Kampf gegen die Sünde unterstützen, indem sie der Scheu vor der Sünde als dem „Gottwidrigen“ noch den Abscheu vor ihr als dem „Häßlichen“ hinzufügt, so ist eben doch damit der innere Hang zum Bösen nicht überwunden. Auch darf der sittliche Wert jenes Abscheus vor der Sünde als dem „Häßlichen“ nicht überschätzt werden; denn es ist, — wie das Leben vieler der gefeiertsten Dichter und Künstler auf das Sprechendste beweist — nur zu leicht, der Sünde ein ästhetisches Gewand zu geben, und wo bleibt dann die bewahrende Macht des ästhetischen Geschmacks?“

„Arbeiten und nicht verzweifeln!“ ist das Schlagwort einer großen Zahl unserer Zeitgenossen. Sittlicher Kampf ist ihnen der Weg, der sie zum ersehnten Ziele der Erlösung führen soll. Wie Jesus in Gethsemane sich selbst überwand, so müsse der Mensch durch einen sittlichen Kampf sich selbst befreien. Das sind die „neuen Pfade zum alten Gott.“ Gewiß ist es notwendig, daß der Mensch an sich arbeitet und gegen sich kämpft, aber das führt im besten Falle dazu, einzelne Ausbrüche der Sünde zurückzudrängen, nimmermehr aber zur Erlösung von der Sünde. Schon Kant fühlte, daß es durch eine „stückweise Besserung“ nicht zu einer sittlichen Erneuerung des Willens kommen könne; er fordert daher „eine totale Umwälzung in unserem Innern“, eine Wiedergeburt. Wie verzweiflungsvoll solch ein Kämpfer die Waffen streckt, bezeugt uns das früher angeführte Wort Schillers. Alle diese eigenen Versuche zeigen uns nur noch mehr unsere Unfreiheit. Erlösung, wirkliche Erlösung gibt es nur bei dem, „der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung.“ Die Erlösungslehre des Christentums ist es allein, die dem, der daran glaubt, Erlösung bringen kann. Sie ist nicht bloß eine schöne Theorie, sondern eine wahrhaftige Erfahrung. Freilich ist auch die Gefahr vorhanden, diese Lehre nur theoretisch anzunehmen. Sie ist objektiv vollbracht und muß nun subjektiv angeeignet werden. Die Erlösung muß zur Tatsache bei uns werden, sodaß es zu einem Überwinden der Sündennatur bei uns kommt und wir in Wirklichkeit sagen können: „Das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden.“ Es mag freilich auch bei manchen, die die Erlösungslehre nicht richtig auffaßten, eine Täuschung mitunterlaufen sein, aber das ändert an der Tatsache nichts: „Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei.“ Seine Ketten sind gefallen und er wandelt in einem neuen Leben.

Komm, lieber Leser, wir wollen miteinander unter das Kreuz Jesu Christi eilen mit allen unseren Sünden und Gebundenheiten. Er, der der Freiheit eine Gasse gebahnt hat, kann auch uns erlösen. Er hat eine ewige Erlösung erfunden.

Aug. Rücker.



Das Problem des Lebens vom Standpunkte unserer technischen Werkzeuge und Maschinen.

In Nr. 5 des III. Jahrgangs von „Glauben und Wissen“ weist O. Flügel auf ein bei E. Fehsenfeld in Freiburg (Br.) erschienenes Werk von Konrad Günther hin: „Der Darwinismus und die Probleme des Lebens“, in dem der Versuch gemacht wird, die „Bildung und Weiterentwickelung der Organismen auf den bloßen Zufall, auf zufälliges Zusammentreffen der letzten Elemente zurückzuführen.“ Der Verfasser stützt sich — wie O. Flügel bemerkt — auf Bütschli, der in den von den Menschen erbauten Maschinen auch nichts anderes als Werke des Zufalls sieht. Durch Zu-

fall — sagt Günther — ist James Watt auf den Gedanken gekommen, eine Dampfmaschine zu bauen; das zufällige Beobachten des Dampfdrucks, der einen Kessel hob, hat ihm die erste Anregung zu seiner Erfindung gegeben.

Da muß nun zunächst gesagt werden, daß doch der Geist des Menschen, der Gedanke erst da sein mußte, um jenen Zufall in technischem Sinne zu verwerten und auszunutzen. Woher ist denn der Gedanke gekommen? — Man melkt wieder einmal den Bock und hält ein Sieb unter. — Mit Recht bemerkt Flügel: „Wenn zuweilen die Erfinder durch Zufall auf ihre Gedanken gekommen sind, so war es doch eben nur die Intelligenz dieser Erfinder, die zufällige Beobachtungen zu verwerten wußten, und wieder war es die Intelligenz, die Unzweckmäßiges als solches erkannte und darum ausschied und weitere Verbesserungen anbrachte."

Ist es nicht aber auch höchst merkwürdig, daß der Mensch in einer Welt lebt, die solche Konstellationen der Dinge aufweist und solche „Zufälle" in sich birgt, die seine Intelligenz anregen, technische Erfindungen zu machen, Dampfmaschinen und Telegraphen zu konstruieren?

Es soll nun im Folgenden gezeigt werden, welche Rolle der Zufall, jenes caput mortuum, den man an die Spitze des Weltgeschehens stellt, in der Welt der Kunstprodukte spielt und wie weit die mechanische Entwicklungslehre berechtigt ist, aus der Technik Kapital für sich zu schlagen.

Schon Forscher, wie Lazarus Geiger, A. Schleicher u. a. haben dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß unsere Gerätschaften, überhaupt alles das, was sich unter dem Kollektivnamen Artefakte oder Kunstprodukte zusammenfassen läßt, Nachbilder und Abbilder körperlicher Organe sind. Sodann hat Ernst Kapp in einem vorzüglichen Werke: „Grundlinien einer Philosophie der Technik" (Braunschweig 1877) an der Hand praktischer Darlegungen den Nachweis von der Richtigkeit obiger Annahme in weitestem Umfange geführt.

Fast alle Werkzeuge und technischen Instrumente in den Kreis der Betrachtung rückend, legt er dar, wie unsere ältesten und primitivsten Werkzeuge eigentlich nichts anderes sind, als Verlängerungen, Verschärfungen und Verstärkungen körperlicher Organe. Alle technischen Erfindungen sind sogenannte Organprojektionen. Sowohl in den ersten Werkzeugen, in Hammer, Säge, Zange, Beil und Axt, als auch in den Instrumenten, wie sie die moderne Technik geschaffen, in den Maschinen, Automobilen und Automaten der Neuzeit, im Telegraphen, der als höchstbewegliches Spiel des Gedankens auf mechanischer Grundlage den strahlenden Mittelpunkt des modernen Verkehrslebens bildet, im Dampfroß, das mit rasender Schnelligkeit über die Schienen braust, in den keuchenden, pfauchenden Bohrmaschinen, mit denen wir gewaltige Berge unterwühlen, begegnen wir Abbildern und Spiegelbildern unseres eignen Selbst. Wir tragen unser Wesen, unsere Gestalt und Form, die Gesetze unseres Geistes und Körpers unbewußt in die Produkte unserer Hand hinein.

Bei den meisten technischen Erfindungen hat der Mensch „seine Hand im Spiele gehabt" und diese als Vorbild und Urbild benutzt. Die Hand ist, worauf Aristoteles schon hinweist, „das Werkzeug der Werkzeuge." So ist z. B. der Hammer eine Nachbildung des Oberarms mit der zur Faust geballten Hand. Stellt

der Hammer das Stumpfe der Faust dar, so sind Messer, Beile, Äxte, mit denen wir schneiden und zerteilen, Nachbildungen der Fingernägel und der Schneidezähne. Die einfache Zahnreihe erkennen wir wieder an unserer Feile und Säge, „während die greifende Hand und das Doppelgebiß in dem Kopf der Beißzange und den Backen des Schraubstockes zum Ausdruck gelangt."

Die Hacke z. B. ist nichts anderes als eine Kopie des gestreckten Beines mit dem daran befindlichen Fuß. Dem gekrümmten Finger entspricht der zu mancherlei Zwecken gebrauchte Haken, der hohlen Hand die Trinkschale. Im Schwert, Speer, Ruder, Rechen, im Pflug und Dreizack stellen sich uns die mancherlei Richtungen des Armes, der Hand mit den Fingern dar.

Der Griffel ist der verlängerte Finger, die Lanze der verlängerte Arm. In der Mühle haben wir eine Nachahmung des Beißens und Kauens, wie denn auch nach Kapp das Wort Mühle, lat. Mola, und der indoeuropäische Stamm mal oder mar in seiner Wurzel soviel wie „mit den Fingern zerreiben", „mit den Zähnen zermalmen" bedeutet. Der Korkzieher hat sein organisches Vorbild in dem sich drehenden Handgelenk, desgleichen Bohrer und Schraube.

Den herabhängenden, beim Gehen sich hin- und herbewegenden Armen entspricht das Pendel, wie wir denn auch von hin- und herpendelnden Armen sprechen. Auch das Gehen ist nichts anderes als eine Pendelbewegung. Bei der Feststellung der Längen-Hohl- und Gewichtsmaße haben die Größenverhältnisse gewisser Gliedmaßen unbewußt als Schema und Unterlage gedient. Wir sprechen daher von einer Handvoll, einem Mundvoll, von Faustes- und Fingerdicke, von Haares- und Daumenbreite, von dem Augenblick als Zeitmaß, von dem Hauch als etwas verschwindend Winzigem. So ist der Fuß der uns gewissermaßen angeborene Maßstab, und Kapp sagt ganz richtig: „So lange es Menschen gibt, die auf zwei Beinen stehen, wird der auf der Fußlänge fußende Maßstab nicht aussterben. Er hat Natur und Geschichte für sich. Letztere sogar in dem Grade, daß das aus astronomischen Fernen herabgeholte Metermaß in seiner unerläßlichen Reduktion auf den ewig jungen Fußmaßstab sich als eine exakt wissenschaftliche Verkleidung aufweist."

Die Finger unserer Hände bilden das natürliche Mittel und Organ des Zählens, und unser Dezimalsystem gründet sich auf die Zehnzahl der Finger.

Hand und Fuß sind die Organe, die im kulturgeschichtlichen Werdeprozesse die wichtigste und größte Rolle gespielt haben. „Auf die Hand zurück weist das Handwerk, die Handlung, die Zähleinheit, Maß und Gewicht, Zahl und Rechnung." „Dieselbe Hand," sagt Kapp, „welche ihr zum Bilde das Werkzeug schuf, sie hantiert es als Wirtschaftsgerät und als Waffe, sie gibt es im Tauschhandel ‚von Hand zu Hand', sie formt es für Kunst-, Religions-, Wissenschaftszwecke. Der Fuß hinwiederum, kraft dessen sich der Mensch in gerader, aufrechter Haltung auf sich selbst stützt, ist das Symbol der Selbständigkeit."

Aber nicht nur die äußeren Gliedmaßen — Hand und Fuß — sondern auch unsere Sinneswerkzeuge und alle innern Organe haben als Vorbilder menschlicher Erfindungen auf dem technischen Arbeitsfelde gedient. Das Fernrohr, die Lupe,

die Brille, das Mikroskop und Teleskop, wie überhaupt alle Instrumente, welche der Sehkraft dienen, haben das Auge als Modell und organisches Vorbild zur Unterlage gehabt. Die Konstruktion der camera obscura ist der unseres Auges analog. Ja, wir sind erst an der Hand dieses Instrumentes in die merkwürdigen Vorgänge der Gesichtswahrnehmung eingedrungen, erst an der camera ist uns das Auge verständlich geworden.

Die Schnecke in unserm Ohr ist ein Miniaturklavier. Nach Helmholtz bildet das Cortische Organ — ein wunderbares mikroskopisches Gebilde in der Ohrschnecke — „eine Art regelmäßig abgestufter Besaitung, wie wir eine solche an der Harfe und am Klavier kennen." Das Cortische Organ besteht aus etlichen tausend Fasern und Stäbchen von ungleicher Länge und Spannung, die den Klaviersaiten entsprechen.

Die Orgel, das vollkommenste und erhabenste unserer Toninstrumente, mit Blasebalg, Windlade, Pfeife und Ansatzrohr hat ihr organisches Vorbild in unsern Stimmorganen (Lunge, Luftröhre, Kehlkopf, Mund und Nasenhöhle).

Wie der Lunge der Blasebalg, so entspricht dem Herzen, das durch das Spiel seiner Klappen und Ventile das Blut in kreisende Bewegung setzt, die Pumpe in ihrer verschiedenartigen Gestalt.

Anatomen wie J. H. Meyer und Julius Wolff haben gefunden, daß die innere Anordnung und Struktur der Knochen bei gewissen Werken der Architektur als Vorbild gedient hat, ohne daß man sich dessen bewußt gewesen ist. Ganz instinktiv hat man die Statik und Mechanik des menschlichen Knochengerüstes beim Brückenbau und bei Hocheisenkonstruktionen in Anwendung gebracht.

Die metallischen Leiter für den elektrischen Strom, die Telegraphendrähte, haben ihr organisches Analogon in den unsern Körper durchziehenden Nervenfäden. Schon Robert Mayer und Virchow haben auf diese Tatsache hingewiesen. Letzterer sagt u. a.: „Die Nerven sind Kabeleinrichtungen des tierischen Körpers, wie man die Telegraphenkabel Nerven der Menschheit nennen kann." Sogar dem Geheimnis der Innervation sind wir an der Hand des mechanischen Nachbildes der Nervenstränge auf die Spur gekommen.

Unsere Maschinen, unsere Uhren, unsere Automaten, unsere Selbstfahrer (Automobile) sind Abbilder und Spiegelbilder des menschlichen Gesamtorganismus. Diese technischen Kunstwerke, deren einzelne Teile wie die menschlichen Glieder mit ihren Gelenken ineinander greifen und gewissermaßen organisch zusammenhängen, sind getreue Kopien des menschlichen Leibes und seiner Funktionen. Wie der Mensch sich durch Speise erhält, so wird auch die Dampfmaschine durch die fortdauernde Zufuhr von Brennstoffen (Kohle) in Bewegung erhalten. Der chemische Verbrennungsprozeß in unserm Körper und die dadurch bedingte Wärmeerzeugung hat ein Analogon im Oxydationsvorgang in der Dampfmaschine.

Das sind in der Tat überwältigende Beweise für die Richtigkeit der Behauptung, daß der Mensch in allen seinen technischen Erzeugnissen sich selbst kopiert.

Seitdem E. Kapp sein viel zu wenig gewürdigtes Buch geschrieben — es war im Jahre 1877 — ist ein Vierteljahrhundert vorübergerauscht. Der nie rastende Menschengeist hat aus dem Meere verborgener Kräfte neue Schätze her-

vorgeholt; seine Taucherarbeit nimmt ihren ungestörten Fortgang. Auf den einmal gelegten Geleisen bewegt sich das kulturelle Leben in seiner Vielgestaltigkeit weiter.

Aus dem Fluß organisch-gestaltenden Denkens tauchen immer neue Wellen empor. Das Alte sinkt hinab, um sich in einem Neuen stets wieder zu gebären. Wohl bleiben Kette und Einschlag im Gewebe der kulturellen Erscheinungen dasselbe, aber die Bilder und Formen dieses Gewebes stellen ein kaleidoskopisches Wechselspiel dar. Leib und Leben des Menschen sind das Feste und Beharrende in diesem Wechselspiele. Im Gleichschritt mit sich selbst und parallel seinem eignen Wesen und seiner sichtbaren Gestalt schreitet der neue Formen und neue Werte prägende Mensch vorwärts; sein eignes Bild dient ihm als Vorbild und Modell für seine Schöpfungen auf technischem Gebiet. In seinen Werken zieht er sich aus Dunkel und Schattenreich hervor; in seinen Erfindungen erschließen sich ihm Schritt für Schritt die Rätsel seiner Natur.

Das Problem unseres Seelenlebens im Hohlspiegel der Technik betrachtet, wird seiner Lösung näher gerückt. Wie sollte es auch anders sein. Die Folge muß doch den Grund, das Abbild das Urbild bis zu einer gewissen Grenze erklären, denn es trägt ja dessen Gepräge, dessen Gesetze und Formen an sich und in sich. Wie wir vom Bild aus Marmor auf den Bildner schließen, wie sich in ersterem das Wesen des letzteren in gewissem Grade wiederspiegelt, so tragen auch die Produkte unserer Hand unsere Wesenszüge an sich und werden dadurch zu Interpreten unserer Natur. Die menschliche Kultur ist nichts anderes als eine sichtbare Selbstdarstellung des Menschen, eine Selbstoffenbarung, wie unser Leib die in Raum und Zeit hineingestellte sichtbare Offenbarung der in uns wirkenden geistig-schöpferischen Kraft ist.

In Kunst und Technik nicht weniger als in unserm staatlichen und gesellschaftlichen Leben, im großen Räderwerk des Verkehrs wirkt sich die uns schaffende, gestaltende und formende Energie, — wirkt sich das Rhythmische, Symmetrische, Architektonische, Plastische, Geometrische und Mathematische unseres Organismus sichtbar aus. Die gestaltende Kraft in uns, die im Körper die Stoffelemente in einem bestimmten Bewegungsrhythmus, die mit Zweck und Ziel jedem Atom seine Stätte anweist, die das Blut in unsern Adern kreisen macht, die in einem System von Venen und Adern die vollkommenste und großartigste Wasserleitungsanlage geschaffen, die den Knochen jene bewundernswerte Struktur gibt, die in der dunklen Werkstatt unseres Organismus rastlos hämmert und schafft — diese Kraft ist es auch, die auf der großen Lebensbühne die Regie leitet, die der Kulturarbeit Richtung und Ziel gibt, die die Fäden zum Gewebe spinnt, die — gleich den Atomen im Körper — die Einzelwesen zur organischen Masse zusammenschweißt, die da bindet aber auch wieder trennt und löst, was seine Kulturaufgabe erfüllt hat und dem Fortschritt nicht mehr förderlich ist.

Die Werke der Kultur sind in Wahrheit erstarrte in Formen gegossene Kräfte unserer Seele, abgeworfene, in Raum und Zeit hinausgesetzte Hüllen des Geistes. Je mehr der menschliche Geist sich solcher Hüllen entledigt, je mehr er sich entschalt und entkleidet, desto klarer tritt ihm sein Urbild entgegen, desto besser versteht er,

um hier ein Wort Nietzsches zu gebrauchen, den „ewigen Grundtext homo natura.“ Überall da, wo der Mensch sein Inneres veräußerlicht, wo er sich „objektiviert,“ wo er seine ordnende, schaffende, gestaltende Hand ansetzt und die Dinge mit seinem Wesen, seiner Natur beleiht, wo er instinktiv gelenkt und geschoben wird von den dunklen Kräften und Gesetzen seines Inneren, wo er, seine eigene Natur einsetzend, sinnt und klügelt und nach den Methoden streng mathematischen Denkens auf die Lösung eines Problems hinsteuert, gewinnt er sich selbst als Lohn und Preis seines Ringens, seiner Kämpfe und seiner Arbeit. Der Mensch ist der Sinn aller Kulturarbeit, der Sinn der irdischen „Entwicklung.“

Der Mensch wird sich verständlich und begreiflich an den Werken seiner Hand, als den sichtbaren Abbildern des Leibes und der Seele; aber alle seine Werke werden ihm wieder verständlich an seinem eigenen Wesen. Alle Wege und Orientierungspfade gehen vom Menschen, als dem unverrückbaren Punkte seiner Erkenntnis aus, aber alle Wege führen auch wiederum zu ihm zurück.

In alle seine Tätigkeiten trägt der Mensch sein organisierendes Vermögen, seinen formenden, ordnenden, gestaltenden Willen hinein. Dieser Organisationswille äußert sich nicht nur in den technischen Produkten seiner Hand, in der gestaltenden Phantasie des künstlerischen Genius, sondern auch in der nüchteren Alltagsarbeit, der er das Prinzip der Ordnung und einer planmäßigen Gliederung zugrunde legt. Mit allem Denken ist auch zugleich ein Organisieren untrennbar verknüpft. Als James Watt beobachtete, wie sich durch Dampfdruck der Deckel eines Kessels hob, da erhielt sein Geist den ersten äußeren Anstoß, die mechanische Naturkraft des Dampfdruckes in die Bahn und Richtlinie seines organisierenden Denkens hineinzuzwingen und einen zweckmäßigen technischen Bewegungsrhythmus zu schaffen, der sein Vorbild im mechanisch-organischen Kräftespiel des menschlichen Körpers hat. Dieselbe Kraft, die die Stoffe der Außenwelt heranzieht, die sich aus atomistischen Bausteinen den Zellenleib erbaut und ihm den Stempel ihres Wesens, ihrer typischen Eigenart aufprägt, die eine Zeitlang diese organischen Stoffe festhält und bindet, um sie wieder aus dem Zellenverbande auszuscheiden und sie dem gewöhnlichen Treiben der unorganischen Natur zurückzugeben, — dieselbe Macht ergreift die sich ihr darbietenden „Zufälle“ des Weltlebens, um Werkzeuge zu verfertigen, um Maschinen zu erbauen, um sich als Kulturwerte schaffende Intelligenz zu betätigen.

Dabei benutzt sie den Mechanismus der Natur und läßt diesen Mechanismus nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes für sich arbeiten. Das „Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes,“ das G. Portig in seinem bei Max Kielmann (Stuttgart 1904) erschienenen Werke mit gleichen Titel, als ein die Reiche der Natur und des Geistes durchwaltendes Regulativ darzulegen versucht, tritt uns nirgends so beweiskräftig und zwingend entgegen als in der Welt des Organischen, wo wir das Mechanische in den Dienst der leibgestaltenden schöpferischen Kraft gestellt sehen. Der Sinn des Naturmechanismus ist in allen seinen Wirkungsphasen dieser: „Durch möglichst geringen Kraftaufwand in der Richtung des geringsten Widerstandes sollen möglichst große Wirkungen erzielt werden.“

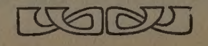
Der Mechanismus ist nicht Herrscher oder Beherrscher der Natur, sondern

nur ein Diener, nur Knecht und Sklave des Geistes. Wie z. B. die Dampfmaschine dem Leben, dem menschlichen Verkehr und seinen Zwecken dient, so dient der Naturmechanismus, die ganze große, gewaltige Himmelsmechanik den Zwecken einer weltregierenden Vernunft. Der auf Maß und Zahl gegründete Weltmechanismus ist nicht, wie die Vertreter der mechanischen Entwicklungslehre naiverweise annehmen, ein letztes Erklärendes, bei dem man stehen bleiben kann, sondern er fordert vielmehr selbst wieder eine Erklärung. — Wer hat denn den blinden Kräften ihre auf Maß und Zahl gegründete gesetzmäßige Wirkungsform gegeben. Das ist die unumgängliche Frage. — Hat sich die blinde Kraft etwa selbst zu diesem gesetzlichen Wirken bestimmt? — Maß und Zahl sind Urverhältnisse des Geistes, sie entstammen dem Leben, und wir würden gar nicht zum Bewußtsein einer mathematischen Ordnung des Weltgeschehens kommen, wenn nicht Maß und Zahl als ein Apriorisches, vor aller Erfahrung Bestehendes, in uns läge, weshalb denn auch Kant die Grundlagen der Mathematik als Anschauungen a priori erklärt. — Also nicht der Naturmechanismus ist das erste, sondern der Geist; jener ist erst durch diesen geschaffen worden, um ihm Dienste zu leisten. Es gibt nichts Absurderes, als die Behauptung, das Leben habe sich allmählich aus mechanischen, unorganischen Anfängen emporgesteigert bis hinauf zum Menschen. Das, was nur Mittel und Werkzeug des Lebens ist, was erst der Natur durch den göttlichen Lenker der Dinge als konstante Wirkungsform aufgeprägt wurde, betrachtet man als Ursprüngliches und philosophiert es dem Leben als Wurzel unter! — So wenig eine Maschine, ein Automat einen Menschen gebären oder zum Denken emporsteigen kann, so wenig kann der Mechanismus der Natur mit Hilfe des allmächtigen „Zufalls“ das Licht des Lebens, der Erkenntnis anzünden. Alles Quantitative gründet sich auf ein Qualitatives; Qualität ist die Quelle, ist Ursein. Wer diese fundamentale Wahrheit umstößt, der trägt eine schwere Verantwortung.

Nicht im Niedrigsten, nicht im Stoff, in blinder Kraft, sondern im Höchsten, was uns das Dasein zeigt, im Geistigen haben wir den Grund des Lebens und überhaupt die Wurzel aller Dinge zu suchen. Und wenn wir den Menschen zum Ausgangspunkt unserer Erkenntnis machen, so dürfen wir nicht, wie es die Vertreter der mechanischen Entwicklungslehre tun, bloß den physiologischen Menschen in den Kreis der Betrachtung rücken, sondern der seelische Mensch muß zum Erklärungsprinzip, zur Unterlage des physischen gemacht werden. Wer umgekehrt handelt, den trifft der Tadel des Dichters:

„Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist hinauszutreiben.
Dann hat er die Teile in seiner Hand
Fehlt leider nur das geistige Band.“

Der geistige Mensch ist „der Dinge Maß“, aber nicht im Sinne der alten Sophisten, sondern insofern, als er mit allen übrigen Naturdingen und mit den Produkten seiner gestaltenden, formenden, organisierenden Hand in Parallele gesetzt, den ewigen Born darstellt, aus dem ihm die Wasser der Erkenntnis und Selbsterkenntnis sprudeln und der Wein der Wahrheit schäumt. W. Kuhaupt.



Wissenschaftliche Gesichtspunkte.

Jede Wissenschaft gewährt uns das geistige Behagen, eine Fülle von Erscheinungen in ihrem Zusammenhange zu sehen: sie zu verstehen. Der Herbeiführung eines solchen Verständnisses gilt das Bemühen des wissenschaftlichen Forschers, besonders des Naturforschers. Diesem Bemühen entsprechen zwei Möglichkeiten. Entweder wir tragen jenen Zusammenhang aus unserem schematisierenden, klassifizierenden Verstande in die Natur hinein; oder wir finden ihn in der Natur, lesen ihn aus der Natur ab und gestalten ihn zu dem Bilde, das wir aus den einzelnen Beobachtungen als Mosaik zusammenfügen.

Einseitige Schulmeinungen haben gelehrt, daß nur das eine oder das andere stattfinde. So hat man behauptet, daß wir in der Biologie den wichtigen Zusammenhang der Finalität (Zweckmäßigkeit) zur Beobachtung als ein subjektives Moment (d. h. von uns aus) hinzufügten. Bei solcher nach meinem Dafürhalten irrigen Auffassung war es nur folgerichtig, wenn manche Philosophen in der Entwicklung ihrer „idealistischen" Erkenntnistheorie auch den Zusammenhang der Kausalität in die subjektive Sphäre des erkennenden Menschen verwiesen, eine Ansicht, die bei folgerichtigem Weiterdenken allerdings zur Absurdität des Solipsismus (d. h. zur Ansicht, daß allein das betreffende Ich existiert) führen muß. Wenn wir uns nicht bis zu dieser Konsequenz versteigen wollen, wird der „reine" erkenntnistheoretische Idealismus allerdings durch die einfache Tatsache gestürzt, daß die Dinge der Natur nur dadurch Erscheinungen und Vorstellungen in uns hervorbringen, daß sie kausal auf unsere Nervenspitzen wirken. Damit ist aber der Kausalzusammenhang in der Natur als ein objektiv gültiger, als ein wirklicher und nicht bloß als ein subjektiv eingebildeter festgestellt; denn alles, was zu wirken vermag, ist auch wirklich, ist nicht bloß Erscheinung, Vorstellung, Einbildung, sondern ist etwas Positives: eine Kraft.

Daß es aber auch Zusammenhänge gibt, die wir als Rahmen anwenden, um die Naturerscheinungen dahinein zu fassen, lehrt jede Klassifikation. Gerade das Beispiel der Klassifikation ist willkommen, um zu zeigen, daß die Zusammenhänge sowohl objektiv in der Natur begründet sein, als auch von uns subjektiv in die Natur hineingetragen werden können. Das letztere ist der Fall bei den sog. künstlichen Systemen oder Klassifikationen; in ihnen bauen wir den Zusammenhang auf willkürlich festgesetzten Gesichtspunkten auf. Den künstlichen Systemen der Pflanzen und Tiere stellte man die natürlichen Systeme gegenüber, in denen der Versuch gemacht wird, den tatsächlichen, außer unserem Zutun vorhandenen Zusammenhang zwischen den Naturerscheinungen, dem ein Zusammenhang zwischen den Naturvorgängen entspricht, zu ermitteln.

Man hat sich daher dieser zwei Möglichkeiten bewußt zu bleiben, daß ein im Laufe einer wissenschaftlichen Betrachtung festgestellter Zusammenhang eine subjektive Zutat des Menschen oder objektiv in der Natur selbst begründet sein kann. Dann entsteht die wichtige Aufgabe, zu entscheiden und sich zu klarem Bewußtsein zu bringen, welcher Fall vorliegt. Der wissenschaftliche Wert des in der subjek-

tiven Sphäre konstruierten Zusammenhangs ist der geringere; er hat nur Bedeutung für die Übersichtlichkeit unserer Auffassung und für die wissenschaftliche Darstellung. Der eigentlich wichtige Naturzusammenhang ist der, von dem wir nicht zweifeln können, daß er auch ohne unser Zutun in der Natur besteht. Seine Aufdeckung ist die Hauptaufgabe unserer Wissenschaft.

Gewiß beginnt die Naturwissenschaft immer mit der Beobachtung einzelner Tatsachen und sucht dieselben in Beschreibungen wiederzugeben. Doch an solchen Einzeltatsachen läßt sich das menschliche Interesse selten genügen; es verlangt die Verknüpfung der Einzelheiten zu einem mehr oder weniger vollständigen System. Zwar ist ein gewisser Aktenwert auch jenen Beschreibungen der Einzelheiten nicht abzusprechen; derselbe besteht indes meistens nur für die nächstbeteiligten Fachleute. Ich meinerseits wenigstens bin davon durchdrungen, daß die Wissenschaft nicht nur ihretwegen und der Fachleute wegen, sondern um der Menschheit willen da ist; für den Horizont weiterer Kreise aber besitzt aus den Naturwissenschaften häufig nur dasjenige Bedeutung, dem ein ökonomisch-technischer oder ein philosophischer Wert zukommt. Auch wer gar nicht die Absicht hat, zu philosophieren, ringt im Innern doch um eine Weltanschauung, für die besonders aus der Biologie die Grundlagen entnommen werden. Diesem uneingestandenen Interesse an naturphilosophischen Spekulationen ist die große Anziehungskraft des Darwinismus auf die Laienwelt zuzuschreiben, und nicht mit Unrecht sagt K. E. von Baer[1]), das religiöse Bedürfnis habe den Menschen zur Untersuchung der Natur geführt. Aus materiellen und geistigen Bedürfnissen der Menschen heraus ergeben sich daher praktische und theoretische Probleme, deren Lösung mit Hülfe des von den Naturwissenschaften gelieferten Materials anzustreben ist. J. Reinke.



„Was sagt die Schrift?"

Die Heilige Schrift sagt vieles. Sie sagt besonders alles, was zum Seligwerden not ist. Aber etwas sagt sie nicht: sie sagt nichts, was das gesamte Christentum lächerlich und abstoßend machen könnte. Doch was die Schrift nicht tut, das besorgen Menschen. Ungläubige? O ja! Aber leider auch solche, die vor anderen „Gläubige" sein wollen und vor anderen in der Schrift zu stehen meinen. Das ist eine harte Anklage. Jedoch um der Wahrheit des lebendig gläubigen Christentums willen muß sie laut erhoben werden. Und sie soll begründet werden.

I.

Der bekannte Evangelist Rubanowitsch in Hamburg gibt seit zwei Jahren unter obigem Titel ein Wochenblatt heraus. In der ersten Nummer dieses Jahres behandelt er den Fluch Gottes über die Schlange: „Auf deinem Bauche sollst du kriechen und Erde essen dein Leben lang" (1. Mose 3, 14). R. redet davon, wie

1) Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, St. Petersburg 1876. S. 464.

das Leben vieler Menschen nichts anderes sei als: „Staub essen und auf dem Bauche kriechen"; denn sie haben nur mit der Erde und dem Irdischen zu tun. Der Bauch ist „ihr Gott" (Phil. 3, 19). Ach, wer kann das leugnen? Wer kennt nicht aus eigener schmerzlicher Erfahrung die „Bestie im Menschen"? Wer kann auch viel einwenden, wenn R. sagt: „Gott und Bauch! Satan wird genannt: Der Gott dieser Welt. Bei ihm liegt auch alles auf dem Bauch. Hierin konzentriert sich der Fluch: ‚Auf deinem Bauche wirst du gehen'"?

Aber was folgert R. daraus? „Eines mit Sicherheit: jeder Mensch bleibt so lange[1]) ein Tier, bis Gott den Fluch, der auf ihm ist, aufhebt." Wohl verstanden: nicht „wie" ein Tier, sondern „ein Tier"! Im nächsten Satz heißt es zwar, daß alle Nichtwiedergeborenen „wie die Tiere" sind. Aber schon in dem darauf folgenden Satze fragt R.: „Wodurch unterscheiden wir uns dann (nämlich: vor der Wiedergeburt[2]) von den Tieren?" Und das wird nun weiter immer neu wiederholt: „Der Mensch bleibt ein Tier, bis Gott den Fluch nimmt." „Kaum ist der Sonnabend angekommen, da liegt das Tier auf dem Bauche (vor Alkohol nämlich[2]), und ein paar noch vernünftige Tiere schleppen es nach Hause." „Ein Tier sein und ein Mensch werden, beides habe ich durchgemacht."

Nur vorübergehend weisen wir darauf hin, daß „vernünftige Tiere" eine contradictio in adjecto bedeutet, daß es auch ungemein kühn ist, wenn R. am Anfange seiner Abhandlung sagt: „Die Schlange ist höchstwahrscheinlich aufrecht gegangen, hatte das Aussehen eines Menschen[3]) und jedenfalls auch andere Nahrung als jetzt" — woher R. das nur wissen mag! — und daß es endlich ein Widerspruch ist, wenn zwei Sätze darnach zu lesen ist: „Wie sie (die Schlange) vorher gewesen ist, dafür haben wir keine Anhaltspunkte."[3])

Aber wir fragen: „Was sagt die Schrift" zu jener Gleichsetzung von Mensch und Tier? „Und Gott sprach: Laßt uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei." „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn." Und diesem rocher de bronce der Schrift gegenüber wagt einer zu sagen: Der Mensch ein Tier?! Gewiß, der Sündenfall! Wir wollen ihn sicherlich nicht auch nur im allermindesten abschwächen. Nein, er bleibt das furchtbarste Geschehnis aller Geschichte mit namenlos trauriger Fortwirkung. Jener Sündenfall hat die Sünde geboren, die je länger desto ärger das Bild Gottes im Menschen verwischte, entstellte, verzerrte bis zur Unkenntlichkeit. Und sie kann den unwiedergeborenen Menschen bis zum Tier und unter das Tier erniedrigen, daß er ist „wie ein Tier" und „tierischer als das Tier." Aber ist es denn eins und dasselbe: „Wie ein Tier" — dem Verhalten nach, und „ein Tier" — dem Wesen nach? Für R. scheint es da offenbar keinen Unterschied mehr zu geben. Man wird an Frenssens „Hilligenlei" erinnert, wo am Anfang der „Handschrift" ja auch konstatiert wird, daß die Menschen ursprünglich nichts anderes als Tiere waren, bis allmählich die „besonderen Fähigkeiten ihres Körpers, besonders die

1) Von R. gesperrt.
2) Zusatz des Verf.
3) Vom Verf. gesperrt.

Form ihrer Hände, die Menschen über die anderen Tiere hinausbildeten und -drängten.“ Frenssen und Rubanowitsch: Gegensätze berühren sich!

„Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde.“ Über die Photographie eines Menschen kann ich Tinte gießen oder die Sonne kann sie so ausbleichen, daß nicht das Geringste mehr zu sehen bleibt. Aber ist Gott vergänglich, ist auch nur sein Bild vernichtbar wie eine menschliche Photographie? Gott hätte ein Wesen geschaffen, das nicht „ihm zum Bilde“ wäre, wenn kein einziger Zug im Menschen auch vor seiner Wiedergeburt mehr verriete, welchen Ursprunges er ist. Auch der Tiefstgesunkene behält noch — wenn auch ungewußt und ungewollt — etwas vom göttlichen Adel und damit vom Menschen. Wir meinen nicht den aufrechten Gang — den hat in seiner Weise auch der Affe; nicht die Sprache — die hat auch der Papagei; nicht den Verstand — den hat auch der Hund; nicht das Gedächtnis — das hat auch das Pferd. Sondern wir meinen das Selbstbewußtsein, wodurch einer „Ich“ sagen kann, und vor allem das Gottesbewußtsein, wodurch einer „Gott“ denken kann, und damit zusammenhängend den freien Willen — so geschwächt er sein mag —, und die Verantwortlichkeit — so getrübt sie sein mag. So ist es denn eher buddhistische als biblische Lehre, daß der Nichtwiedergeborene ein Tier sei. Wir können R. nur kondolieren, wenn er „ein Tier sein“ „durchgemacht“ hat.

Noch klarer wird unsere Widerlegung, wenn wir statt nach dem Ursprung nach dem Ziel des Menschen fragen. Sein Ziel ist ein ewiges, wie Gott ewig ist. Und das Ewigbleibende im Menschen ist der Geist, weil es Geist von Gott ist: „Gott blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele“ (1. Mose, 2, 7). Dieser lebendige Odem des lebendigen Gottes ist der unsterbliche Teil des Menschen, auch des Unwiedergeborenen. Oder wäre ein solcher nicht unsterblich, wäre er nicht bestimmt für ein ewiges Leben, wenn auch der Unseligkeit? Da ist deutlich das bleibende Bild Gottes im Menschen, der absolute Unterschied zwischen dem Menschen und dem Tiere. Oder tragen vielleicht auch die Tiere diesen ewigen Geist Gottes in sich und werden sie auferstehen? Dann wäre allerdings Mensch und Tier unterschiedslos eins. R. läßt in der Tat auch die Tiere auferstehen, wie wir hernach sehen werden! Aber er merkt nicht, daß Gott dann auch die Tiere „ihm zum Bilde“ geschaffen hat.

Wie ist es weiter mit dem Fluch, der auf dem Menschen liegt und den Gott aufheben muß, damit „das Tier wieder zum Menschen“ werde? R. redet in seiner ganzen Abhandlung nur von dem Wort und stellt keck auch den Menschen darunter: „Auf deinem Bauche sollst du gehen und Erde essen dein Leben lang.“ Doch „was sagt die Schrift?“ „Da sprach Gott der Herr zur Schlange: Weil du solches getan hast, seist du verflucht . . . Auf deinem Bauche sollst du gehen“ usw. Also an die Schlange und nicht an den Menschen ist dies Wort gerichtet! Ob R. das nicht weiß? Und hernach zu Adam sprach Gott: „ . . . verflucht sei der Acker um deinetwillen“. Also wer, was wird verflucht? Die Schlange und der Acker, nicht aber der Mensch! Schlange und Acker trifft die Verfluchung, den Menschen nur deren Folge, der Fluch: Eva soll „mit Schmerzen Kinder gebären“ usw., Adam soll „im Schweiße seines Angesichtes sein Brot

essen" und „zu Erde" werden. Freilich bleibt auch der Fluch schwer genug, so schwer, daß bis heute auch der Wiedergeborene darunter steht. Denn auch das wiedergeborene Weib erfährt Schmerzen und auch der wiedergeborene Mann erfährt des Lebens Mühsal. Aber Fluch ist noch nicht Verfluchung! Petrus redet zwar von „verfluchten Leuten" (II. 2, 14) und im Gericht wird es zu den Linksstehenden heißen: „Gehet hin von mir, ihr Verfluchten" (Matth. 25, 41) und auch sonst wird in der Schrift einigemale ähnlich gesprochen. Aber überall ist es ein Urteil, das erst im Laufe einer längeren Entwicklung oder an deren Abschluß über Menschen ergeht. Und in der Tat: Hätte Gott gleich im Anfang die nicht lange vorher geschaffenen Menschen, Adam und Eva und in ihnen alle anderen, wieder verflucht oder wären sie, wie R. unter falscher Beziehung eines Gotteswortes es lieber ausdrückt, zu „Tieren" geworden, dann ist nicht ein- und abzusehen, wie Gott dieselben Menschen, nein „Tiere" noch zur Wiedergeburt und allem Heil berufen sollte. Oder hat er das nicht in demselben Paradiese, wo der Sündenfall geschah, und gerade bei dessen Gelegenheit getan? „Derselbe soll dir den Kopf zertreten und du wirst ihn in die Ferse stechen": Das ist bekanntlich das Protevangelium. Oder sollte Gott, weil er so zur Schlange spricht, auch Tiere zur Wiedergeburt, zum Glauben, zur Seligkeit kommen lassen?! Nach R. bleibt keine andere Konsequenz übrig.

Und es scheint von dieser Konsequenz wirklich etwas anzuklingen, wenn er nun weiter von der Erlösung durch Christus sagt: „Er hat uns vom Fluche erlöst, indem Er, der Mensch, sich so verfluchen ließ, daß Er von sich sagte: „Ich bin ein Wurm und kein Mensch" (Ps. 22, 7). In diesen Worten hört ihr das Echo des:[1]) „Auf dem Bauche sollst du kriechen und Staub essen"." Das muß allerdings ein besonders konstruiertes Ohr sein, welches in jener Psalmstelle solches Echo hören kann, das Echo eines Wortes, welches, wie wir schon bemerkten, zunächst gar nichts den Menschen, sondern lediglich die Schlange angeht! Aber gelobt sei Jesus, daß er die Seinen allerdings erlöset hat, indem „er ward ein Fluch für uns" (Gal. 3, 13), indem er alle Folgen der Verfluchung auf sich nahm und, am Kreuze hängend, selber so wurde, als ob seines Lebens Entwicklung und Abschluß das Urteil „verflucht!" verdiene! „Denn es stehet geschrieben: Verflucht ist jedermann, der am Holz hanget" (Gal. 3, 13; 5. Mose 21, 23).

Wovon hat er die Seinen dadurch erlöst? Von dem Fluch über Eva und Adam? Ja, auch davon, Gott Lob! Denn es kommt die Zeit, wo „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen; und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein" (Offenb. 21, 4). Aber die Erlösung durch Jesus ist nicht bloß für einst, sondern, Gott sei Dank, für jetzt. Wovon hat er die Seinen jetzt erlöst? Nach R. vom Tiersein! Doch „was sagt die Schrift"? „Christus hat uns erlöset von dem Fluch des Gesetzes" (Gal. 3, 13). Das Gesetz hat die Folge, daß der, welcher „mit des Gesetzes Werken umgeht", in seiner Entwicklung zu einem Abschluß kommt, wo es heißt: „Verflucht! Denn du hast das Gesetz nicht in allem gehalten" (Gal. 3, 10). Und keiner hält es in

1) Vom Verf. gesperrt.

allem. Also steht jeder schon während seines Lebens unter des Gesetzes Fluch, dessen Endfolge die Verfluchung ist. Wollte Christus von der letzten Folge des Gesetzes, von der Verfluchung erlösen, so mußte er von der Quelle dieser letzten Folge, vom Fluch, vom Gesetze selbst erlösen. Das hat er getan, indem er statt des Gesetzes den Glauben an ihn aufrichtete. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubet, der hat das ewige Leben“ (Joh. 6, 47), der ist frei von dem Fluch und der Verfluchung des Gesetzes. Sollte es ein Tier zum Glauben und damit zur Wiedergeburt bringen können? fragen wir noch einmal. Aus einem Tier kann nur nach dem Buddhismus und dem Hamburger Evangelisten R. ein Mensch werden. Nach der Schrift kann ein Mensch, ein erlöster, wiedergeborener Mensch nur aus einem Menschen werden. Darum soll es, ohne auch nur den geringsten Abstrich von Sünde und Schuld, Glauben und Wiedergeburt machen zu wollen, statt bei R.'s „Tier“, welches Gott die Ehre und dem Menschen seine göttlich anerschaffene Hoheit und Würde nimmt, dennoch bei dem gott- und menschenwürdigeren und schriftgemäßen Wort Feuchterslebens verbleiben:

„Daß wir Menschen nur sind, beug' in Ergebung das Haupt uns.
Doch daß Menschen wir sind, richt' es uns freudig empor!“

Es sei hier doch noch eine Bemerkung eingefügt. Vielleicht hält R. der ganzen bisherigen Darlegung entgegen, daß er vom Menschen natürlich nur bildlicher Weise als von einem Tier gesprochen habe. Mag das selbst sein! Aber wer R.'s Erörterungen über den Menschen unbefangen liest, dem müssen sich eigentlich die Haare sträuben. Es gibt denn doch auch für die „bildliche“ Redeweise eine Grenze. Wenn einer in einem Falle wie dem vorliegenden das „Bild“ so ausführt, daß man den unmittelbaren Eindruck empfängt, es gehe und solle übergehen in die Wirklichkeit, es solle dem Menschen von seiner göttlichen Würde nichts, aber auch garnichts bleiben, dann erscheint uns das als eine biblisch-dogmatisch und -ethisch unerlaubte Grenzverwischung, gegen die es um der Wahrheit willen Front zu machen gilt.

II.

Und nun zu dem zweiten, nicht minder hyperbiblischen Hefte des Blattes „Was sagt die Schrift?“ von diesem Jahre! Ehe R. darin von der Feindschaft zwischen dem Schlangen- und Weibessamen redet, macht er eine Digression und kommt auf „die Aussichten . . . der Tiere“ zu sprechen. Er geht dabei von der bekannten Stelle Römer 8, 18—21 aus, wo Paulus an das „ängstliche Harren der Kreatur“ erinnert, die „unterworfen ist der Eitelkeit ohne ihren Willen,“ aber auch „frei werden wird von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.“ Man kann ihm zustimmen, wenn er daraus folgert, „daß für die Schöpfung eine Vergeltung für ihren bis dahin sich hinziehenden Leidensstand eintreten wird.“ Dann läßt er sich — und hier wird die Sache schon bedenklich! — den Einwand machen: „Was hätten dann all die Tiere, all die Kreaturen davon, die vom Zeitpunkt des Sündenfalles bis jetzt gequält und vernichtet worden sind? Was hätten die Pferde davon, die geschunden worden und dahingestorben sind unter der Last, wenn auch die jetzt lebenden Pferde von

der Eitelkeit befreit würden? Dadurch wäre ja gar nicht der Schöpfung, die bis dahin gelitten hat, eine Vergeltung geworden? Das ist doch klar!“[1]) Und nun kommt er in diesem Gedankengang zu folgendem Schluß — man höre und staune! —: „Wenn aber mit Recht jene Tiere warteten und seufzten auf den Zeitpunkt der Erlösung, dann steht für die bereits verstorbenen Tiere auch noch die Befreiuung als Genugtuung aus. Darum glaube ich an eine Auferstehung der Tiere, wie es aus diesem Apostelwort ohne Zweifel (sic! der Verf.) hervorgeht.“[2]) Doch es kommt noch besser! R. sagt weiter — und fast wie ein Scherz klingt es —: „Ihr werdet mit Entsetzen an die schrecklichen, vorsündflutlichen Geschöpfe denken, an ein Mammut, an diese Riesen-Eidechsen, die Ichthyosaurier — was soll denn werden, wenn solche furchtbaren Tiere auferstehen? Wo sollen diese alle Platz auf der Erde finden?“ O, R. weiß Rat! „Ihr Guten, schaut hinauf, möchte ich euch sagen, schaut hinauf zu den Sternen! Könnt ihr sie zählen? Könnt ihr euch einen Begriff machen von dem Weltenraum? Seid nicht besorgt um Platz; der liebe Gott hat viel Platz.“

Difficile est, satiram non scribere![3]) Eine prachtvolle Vorstellung: Es werden z. B. alle die Tausende von Hasen, die nur in einem einzigen Jahre geschossen werden, einst auf einem Stern wieder munter umherspringen; es wird auf einem anderen Stern einst so ein mächtiger Ichthyosaurus oder sonst ein Riese der Sekundärzeit wieder gravitätisch einhertrotten! Man weiß nicht, ob man R. um seine lebhafte Phantasie beneiden soll oder um seine mehr als reizende Naiveität. Um letztere voll zu machen, stellt er unter den auferstehenden Tieren eine — Ausnahme fest: „Anders ist aber die Sache mit den Lebewesen, die Gott den Menschen zur Plage[4]) geschaffen hat. Denken wir an jene furchtbaren Stechfliegen, an alle die giftigen, zur Plage gesetzten Tiere — die werden nicht auferstehen.“[4]) Warum? „Die sind nur Mittel zum Zweck.“[4]) Als ob Hase, Hund, Pferd und seiner Zeit auch der Ichthyosaurus und die Riesen-Eidechse das nicht gewesen wäre! Wir wollen nicht an noch allerhand andere häßliche Tiere und Tierchen erinnern! Jedenfalls braucht dem sonst so dankenswerten Tierschutzverein, dessen Mitglied wir auch sind, nun nicht mehr um seine Schützlinge und Pfleglinge zu bangen, nachdem er in R. einen so geistig-klaren und biblisch-gegründeten Anwalt gefunden hat! —

Nebenbei weisen wir zuerst noch auf zwei Widersprüche hin. R. redet einmal von all den Tieren, die „vom Zeitpunkt des Sündenfalles bis jetzt“, gequält und vernichtet worden sind, und hernach von all den Tieren, die „vor dem Sündenfall“ geschaffen wurden. Welche werden denn nun auferstehen: die ersteren oder die letzteren oder beide?! Ferner: R. unterscheidet die Pferde, „die geschunden worden und dahingestorben sind“, von den „jetzt lebenden“ Pferden. Daraus sowie aus dem Ausdruck „auferstehen“ und dem ganzen Zusammenhang geht deut-

---

1) Vom Verf. gesperrt.
2) Vom Verf. gesperrt.
3) D. h. es ist schwer, keine Satire zu schreiben.
4) Von R. gesperrt.

lich hervor, daß er tatsächlich doch die Einzelwesen wieder lebendig werden läßt. Aber ob ihm bei diesem Gedanken schließlich selbst nicht ganz wohl ist? Denn merkwürdiger und widerspruchsvoller Weise redet er zwischendurch auch von der „Kreatur“ oder von den Tieren „bezw. ihren Arten.“ Als ob das wieder einmal alles eins wäre: Einzelwesen und „Kreatur“ oder „Art“! —

Doch nun: „Was sagt die Schrift“ über die Auferstehung der Tiere? Antwort: „Nichts, absolut nichts!“ Und der alte Ahlfeld behauptet in einer Predigt zu Römer 8, 18 ff.: „Es wäre unkeusch und frech, wenn wir in Geheimnisse eindringen wollten, die uns der Herr verhüllt hat.“ Gewiß, Römer 8, 19 ff. und andere Stellen zeigen, daß durch Adams Fall auch die gesamte vernunftlose Schöpfung ins Verderben mit hineingezogen wurde. „Es geht ein allgemeines Weinen, soweit die stillen Sterne scheinen, durch alle Adern der Natur.“ Und bei der Tierwelt können wir das ganz besonders beobachten. Sie und die ganze Natur wird darum einmal einen Anteil an der Erlösung haben. Aber, wie Schlatter in seiner Auslegung des Römerbriefes zu dieser Stelle bemerkt, „weder Bäumen noch Tieren wird die Freiheit und Herrlichkeit zufallen, welche die Kinder Gottes haben. Das erhält nur ein zur Person geschaffener Mensch.“

Jesaias (65, 17), Petrus (II. 3, 13) und die Offenbarung (21, 1) stellen einen „neuen Himmel“ und eine „neue Erde“ in Aussicht, d. h. auch die Natur wird „sicherlich ein anderes Gewand erhalten, als sie jetzt trägt, und wir können gar nicht ahnen, was alles noch aus ihr hervorbrechen mag“ (Schlatter a. a. O.). „Mit Christus kommt das himmlische Jerusalem und damit ein Kern der oberen Welt, nicht nur Menschen-, sondern auch höheres Natur-Leben, und dadurch entsteht dann eine Umbildung der Natur“ (J. T. Beck zu Römer 8, 18). Dann wird sich Jes. 55, 12 f. erfüllen: „Berge und Hügel sollen vor euch her frohlocken mit Ruhm, und alle Bäume auf dem Felde mit den Händen klatschen. Es sollen Tannen für Hecken wachsen und Myrten für Dornen.“

Und derselbe Jesaias schildert uns gerade auch die auf der „neuen Erde“ sich bewegende Tierwelt, indem er das friedliche Nebeneinander von Wölfen und Lämmern, Pardeln und Böcken, Kälbern und jungen Löwen, Kühen und Bären und dergl. beschreibt (11, 6—9; 65, 17. 25). Nein, das ist nicht „Poesie.“ Aber wo steht hier oder an irgend einer anderen Stelle etwas von einer „Auferstehung der Tiere“? R. selbst redet, wie erwähnt, von den „Arten“. Aber die Art ist doch etwas ganz anderes als das Einzeltier. Gewiß, das genus und die species der bis dahin nicht ausgestorbenen Tiere wird auf der neuen Erde da sein, aber nicht das individuum in seiner Unzahl. Und die ausgestorbenen Tiere werden auch ihrem genus und ihrer species nach nicht mehr wiederkommen. Auferstehung von Tieren im allgemeinen und von vorsündflutlichen Geschöpfen im besonderen, Versetzung derselben auf die Sterne, Nichtauferstehung von plagenden Lebewesen: alles das ist Phantasterei, Spielerei, Kinderei.

Aber freilich, wenn einer Mensch und Tier lebend so auf eine Stufe stellt, wie wir zu Anfang sahen, dann muß es mit dieser Gleichstellung in bleierner Konsequenz auch weiter gehen: dann müssen auch die Tiere „sterben“ (statt „ver-

enden") wie die Menschen, dann müssen auch die Tiere „auferstehen" wie die Menschen und bekommen auf den „Sternen" sogar noch einen höheren Platz als die Menschen. Nein, gerade auch hier zeigt sich noch einmal der Unterschied zwischen Mensch und Tier: von ersterem bleibt auch das individuum erhalten, von letzterem dagegen nur das genus und die species. —

Der zweite Abschnitt hat ja mehr eine Weltanschauungsfrage behandelt. Aber sollte man zu einem Manne, der seine Anhänger in peripherischen Fragen so unbiblische, so willkürliche und verworrene Wege führt, das Zutrauen haben können, er werde sie in zentralen Dingen biblisch-richtig leiten? Sollte das Zutrauen etwa dadurch kommen, daß er die unglaublichsten Einfälle des eigenen Hirns mit prophetischer Sicherheit als fest stehende Wahrheiten der Bibel ausgibt? „Das ist doch klar"; „ohne Zweifel"; „so ist und bleibt es, ob ihr es glaubt oder nicht"[1]): solche und ähnliche Wendungen stehen bei R. beinahe auf jeder Seite. Und in einer Zeit wie heute, wo immerhin auch die Apologetik eine Bedeutung für Bibel und Christentum hat, sollte einer, der „der Schrift Meister" sein will, sich nicht erkühnen, Bibel und Christentum so maßlos abstoßend und lächerlich zu machen.

Aber das kommt davon, wenn man die Theologie ein Satanswerk nennt, wie R. früher in seinem Blatt geschrieben hat: Die Wahrheit kommt auch dann nicht von Seiten der Theologie, „selbst wenn uns von daher etwas Wahres bezeugt wird."[1]) Denn „dieses Wahre ist vom Satan, dem Lügner, beigemischt[1]), damit er Halt und Vertrauen gewinne." Was die Gottesmänner (die R. also beim besten Willen doch nicht leugnen kann! Der Verf.) betrifft, welche an der Theologie gearbeitet haben, „so bedauern wir sie, auf den Weg des Irrtums[1]) gegangen zu sein. Ja, auch Gottes Kinder können fallen!"[1]) „Die Männer Gottes, welche die theologische Wissenschaft getrieben haben, . . . haben schwer gefehlt."[1]) Nach solchen Expektorationen und nach solcher Schriftauslegung, wie sie im Vorstehenden zur Sprache gebracht ist, wird ja kein lebendig gläubiger Christ, der ein Urteil hat, auch wenn er kein Theologe ist, einen so bis zur Verblendung hochmütigen Mann mehr für voll nehmen. Aber es gibt auch liebe Christen, aufrichtige und treue Jünger und besonders Jüngerinnen Jesu, denen es an Urteil fehlt und die sich nur zu leicht imponieren lassen. Auf dem Umschlag des genannten Blattes von R. prangt in großen Lettern die Aufschrift: „Was sagt die Schrift? Die Schrift kann nicht gebrochen werden (Joh. 10, 35)." Uns scheint R. die Schrift mehr als zu „brechen". Heft 1 und 2 dieses Jahrganges enthalten in einem Aufsatz über „Die Stellung des Heiligen Geistes in der Dreieinigkeit" noch andere greuliche Dinge! Jene urteilsschwachen Christen aber und alle besonnenen Gemeinschaftsleute können nun wissen, was solche „Meister in Israel" darin fertig bringen, die hochstehende Münze des Wortes Gottes zu einem geringeren Kurs umzuwechseln und ihre eigenen Menschenfündlein wie gute Ware feilzubieten — und das alles unter der irreführenden Marke: „Was sagt die Schrift?"

Adolf Brüssau.

1) Vom Verf. gesperrt.

Zeugen Gottes aus Wissenschaft und Kunst.

Th. B. Macaulay, bekannter englischer Geschichtsschreiber 1800—1860, schreibt vor etwa 60 Jahren über das Fortschreiten der religiösen Erkenntnis folgendes: „Es gibt Zweige des Wissens, in betreff deren das Gesetz des menschlichen Geistes der Fortschritt ist. Wenn in der Mathematik ein Satz einmal bewiesen ist, so wird er niemals wieder bestritten. Jedes neue Stockwerk ist eine ebenso feste Basis für einen neuen Überbau, wie der ursprüngliche Grund war. Hier findet sich demnach ein steter Zuwachs zu dem Fond der Wahrheit. Auch in den induktiven Wissenschaften ist der Fortschritt das Gesetz. Jeder Tag liefert neue Tatsachen und bringt so die Theorie immer näher der Vollendung. Es ist nicht abzusehne, daß die Welt jemals in den rein demonstrativen oder in den rein experimentellen Wissenschaften zurückschreite oder auch nur stehen bleibe.

Mit der Theologie aber steht die Sache ganz anders. Soviel die natürliche Theologie anlangt, so ist es nicht leicht abzusehen, daß ein Philosoph des heutigen Tages günstiger gestellt sein sollte, als Thales oder Simonides. Er hat ganz dieselben Zeugnisse von dem Plane in dem Bau des Weltalls vor sich, welche die ersten Griechen hatten. Wir sagen: ganz dieselben, denn die Entdeckungen der neuen Astronomie und Anatomie haben in Wahrheit die Stärke der Argumente nicht vermehrt, die ein denkender Geist in jedem vierfüßigen Tiere, Vogel, Insekt, Fisch, Blatt, Blume, Muschel findet. Das Raisonnement, durch welches Sokrates bei Xenophon den kleinen Atheisten Aristodemos widerlegt, ist genau das Raisonnement in Paley's natürlicher Theologie. Sokrates benutzt die Bildsäule des Polyklot und die Gemälde des Zeuxis genau ebenso wie Paley die Uhr. So sind die Rätsel, welche den Forschern der natürlichen Theologie so schwer fallen, in allen Zeiten dieselben. Der Scharfsinn eines eben aus der Barbarei auftauchenden Volkes ist völlig hinreichend sie aufzustellen. Das Genie eines Locke oder eines Clarke ist völlig außer stande, sie zu lösen. Es ist ein Irrtum, wenn man sich einbildet, daß die feinen Spekulationen über die göttlichen Eigenschaften, den Ursprung des Bösen, die Notwendigkeit menschlicher Handlungen, die Grundlage sittlicher Verpflichtung irgend einen hohen Grad von geistiger Bildung erforderten. Solche Spekulationen sind im Gegenteil die Freude kluger Kinder und halbgebildeter Menschen. Die Zahl der Knaben ist nicht gering, die mit vierzehn Jahren genug über diese Fragen nachgedacht haben, um vollkommen zu dem Lobe berechtigt zu sein, das Voltaire dem Zady spendete: er verstand soviel davon, als man in allen Zeitaltern davon verstanden hat, d. h. sehr wenig.

Die natürliche Theologie ist demnach keine fortschreitende Wissenschaft. Jene Kenntnisse von unserem Ursprung und unserer Bestimmung, welche wir aus der Offenbarung schöpfen, sind in der Tat von großer Klarheit und Bedeutung, aber auch die geoffenbarte Religion hat nicht die Natur einer fortschreitenden Wissenschaft. Die ganze göttliche Wahrheit ist nach der protestantischen Kirche in gewissen Büchern aufgezeichnet; sie ist also gleichmäßig allen offen, welche diese Bücher lesen können, und alle Entdeckungen aller Philosophen in der Welt können keinem dieser

Bücher einen Vers zusetzen. Es ist daher klar, daß in der Gottesgelehrtheit kein Fortschritt eintreten kann, welcher dem entspräche, der in der Pharmazie, Geologie, Schiffahrtskunst stattfindet. Ein Christ des fünften Jahrhunderts mit der Bibel in der Hand ist weder besser noch schlechter gestellt, als ein Christ des neunzehnten Jahrhunderts mit der Bibel; Aufrichtigkeit und Scharfsinn versteht sich als gleich angenommen."



Ein Lehrer in Bremen, Fritz Gansberg, hat ein Rundschreiben erlassen, in dem er mehrere Fragen über den „Religionsunterricht" stellt, ob man ihn fallen lassen soll, und was an seine Stelle treten soll. 80 „Gutachten" hat der Genannte nun in einem Buche zusammengefaßt.[1]) Das Buch ist sehr bemerkenswert, nicht etwa wegen der Tiefe und des Wertes der in ihm niedergelegten Gedanken, sondern weil es zeigt, worauf sich die Bestrebungen zur Entfernung des Religionsunterrichts gründen und worauf sie hinzielen. Unter den hier aufmarschierenden Männern gibt es nur wenige bedeutende und nur einen als positiven Christen bekannten, Professor Dr. J. Hoppe-Hamburg, bei dem man sich fragt: wie kommt Saul unter die Propheten? Offenbar hat sich also der Fragesteller seine Leute sehr ausgesucht. Abschaffen wollen sie fast alle den Religionsunterricht, auch Hoppe, dieser aber aus dem Grunde, weil er nicht zugeben kann, daß ohne zustimmende Überzeugung des Lehrers ein Religionsunterricht möglich ist. Viele der Gutachten sind von grenzenlosem Haß gegen Religion, Christentum und Bibel diktiert, sehr viele zeugen von einer geradezu beschämenden Verständnislosigkeit für religiöse Fragen. Sehr bezeichnend ist es, daß Gansberg auch Juden ein Urteil abgeben läßt über Dinge, die sie doch vor allen nicht verstehen. Einer nennt das Streben der Bremischen Lehrer eine „sittlich gute Tat". Was soll man nur dazu sagen, daß zur Begutachtung über Religion und Religionsunterricht Menschen als Autoritäten gefragt werden, die von Religion keine Ahnung haben! Das ist etwa so, als wollte man über Schulangelegenheiten alle möglichen Leute um Rat fragen, nur nicht Lehrer.

Nun werden mich aber die Gutachter sehr entrüstet anfahren: was, wir sollen keine Religion haben! — Es ist ja stets so, ohne Religion will schließlich doch niemand sein. Nun, hören wir einmal, was Gansbergs Autoritäten unter Religion verstehen. Nach A. Braasch „gehört die Religion zum Nationalen", Paul Förster nennt Vaterlandsliebe „höchste Religion". Für W. Holzamer ist Religion „Durchdringung und Aufschließung der Persönlichkeit zu allem Schönen, Tiefen, Menschlichen, Freien" (von Göttlichem ist dabei aber nicht die Rede); W. Holzmeier hält die Religion für einen „Komplex von metaphysischen Darstellungen", der „christliche" Prediger O. Mauritz sieht in ihr „das Vermögen zu feiern, zu ahnen", während H. Molenaar sie als „Systematisierung des gesunden Menschenverstandes und Pflege alles dessen, was die Menschheit groß gemacht hat" definiert. J. Molin meint, Religion sei „Ehrfurcht vor der Mutter Natur (samt allen ihren Gebilden, namentlich dem Menschen), vor dem Schicksal, vor der Weltordnung", aber er setzt dann wenigstens doch hinzu „vor Gott". Demgegenüber ist es

1) Fr. Gansberg, Religionsunterricht? Leipzig, R. Voigtländer, 1906.

wahrhaftig erquickend, wenigstens bei E. Budde zu lesen, daß Religion aufhört, wo die Offenbarung eine Ende nimmt. Schön ist auch, daß nach Otto Ernst „alles Denken und Handeln Frömmigkeit“ ist und daß nach F. Bloh die Religion aufhört, wo „konfessionelle Beschränktheit“ beginnt.

Eine zweite interessante Frage ist, weshalb denn nun der Religionsunterricht ausgerottet werden soll, da sagt R. Dehmel das große Wort: „Gläubige Seelen brauchen ihn nicht, aber die zweifelnden lernen da gründlich Unglauben fischen.“ H. H. Ewers findet, daß in ihm die Jugend mit dem „Phrasenbazillus der Metaphysik“ vergiftet wird. Gewöhnlich wird gegen den Religionsunterricht eingewendet, daß die Kinder durch ihn irregeleitet werden und dabei besonders durch die Bibel, diese erklärt der Jude J. Stettenheim für ein „verderbliches“ Buch, dessen Gutes von „Roheiten, Grausamkeiten und Eindeutigem überwuchert wird“, A. Schutz versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß die Kinder durch Gestalten wie Abraham, Jakob, David, Salomo — sittlich verwirrt werden. O. Mauritz läßt sich sehr schön folgendermaßen vernehmen: „Wer könnte es über sich gewinnen, ein Kind, das von Spielen, von Blumen, von Mutterliebe träumt, zu wecken mit der Absicht, ihm das Bild eines seinen blinden Vater betrügenden Sohnes, oder das eines Aussatzbehafteten zu zeichnen, oder ihm von einem leeren Grabe zu erzählen, in welchem man den Leichnam nicht fand“. Ob Mauritz es denn wohl über sich gewinnen kann, sein Kind von Spielen und Blumen zu den trockenen Zahlen der Rechenstunde gehen zu lassen?

Paul Förster nennt sehr geschmackvoll den Unterricht in einer bestimmten positiven geoffenbarten Religion „eine Schutzimpfung gegen die Ansteckung des Unglaubens.“ Interessant ist es auch, daß der frühere Pfarrer P. Goehre die Religion ausschließlich für eine Sache der Erwachsenen hält.

Viel wird gegen den üblichen Religionsunterricht gewettert. Daß sich manches gegen ihn sagen läßt, ist ja klar, ebenso daß er vielfach geistlos und schlecht erteilt werden wird. Aber gibt es denn nicht auch in den anderen Fächern schlechte und geistlose Lehrer, muß man deshalb etwa einen Sturm gegen den Mathematikunterricht entfesseln, weil es geisttötende Mathematiklehrer gibt? Es ist sehr bezeichnend, daß die Gutachter immer von ihren schlechten Erfahrungen reden und diese nun einseitig verallgemeinern. A. Fitger ist „die Herzlosigkeit des landesüblichen Religionsunterrichts“ von Kindheit an eine Qual gewesen, er mußte von einem Tag auf den andern 30—40 (!!) unzusammenhängende Bibelsprüche und irgend einen „trivialen (!) Choral“ auswendig lernen, Predigten und Hausandachten haben ihm „auch nicht einen Gedanken gezeitigt, der ihm im Leben etwas wert gewesen wäre.“ Allein, trotzdem ist Fitger die Bibel das liebste Buch und den „alttestamentarischen Mythen“ usw. verdankt er viel Erfolg bei kleinen Gemütern. Das ist wenigstens etwas. Besonnen ist das Urteil von P. Natorp, der die Unwirksamkeit des heutigen Religionsunterrichts nicht den biblischen und kirchlichen Stoffen zuschreiben will, aber diese Stoffe bedürfen nach seiner Meinung eine Sichtung. Sehr interessant ist das Bekenntnis des jüngst verstorbenen Monistenbund-Präsidenten Kalthoff: in seinem Elternhause in Barmen seien alle Traditionen Wuppertaler Frömmigkeit lebendig gewesen. „Aber die Religion wurde nicht gelernt und hergesagt, sondern gelebt und gesungen.“ Die Not habe für ihn erst mit dem Religionsunterricht und dem lutherischen Katechismus begonnen.

Manche der Gutachter gehen soweit, den Eltern gar das Recht der religiösen Erziehung ihrer Kinder abzuerkennen, so P. Förster, nach ihm werden gerechte und ernste Eltern das Kind geistig reif werden lassen ohne Religion, damit es sich dann sein religiöses Bekenntnis selbst bilden kann. Ähnlich ist auch das Ideal von L. Gurlitt. Verständiger ist wieder E. von Hartmann, der die Ausschließung des Religionsunterrichts aus der Schule nicht gutheißt, die Schule müsse den Schülern auch Kenntnisse über Religion bringen, religiös erwecklich zu wirken und Andacht zu pflegen sei dagegen Sache von Familie und Kirche. Dagegen will er den Stoff sehr sichten, Wunder und Weis-

sagungen beiseite lassen, jüdische Geschichten in den Geschichtsunterricht verweisen und den Schwerpunkt auf den religiös-ethischen Gehalt der biblischen Schriften legen. Auch einige andere werden der Bibel noch einigermaßen gerecht, so rühmt Prinz E. von Schönaich-Carolath wenigstens ihre „wunderbare Fülle an poetischen und ethischen Schönheiten". Ähnlich sieht J. Wassermann in ihr „die ewigen Urformen aller Kunst".

Ein sehr interessantes Kapitel des Buches bilden die Vorschläge dessen, was als Ersatz an Stelle von Religionsunterricht und Bibel treten soll. Da tritt die Kritiklosigkeit und Urteilsunfähigkeit einer großen Zahl der Gutachter geradezu belustigend zu Tage. Natürlich wollen die meisten an die Stelle des Religionsunterrichts einen Sittenunterricht setzen, nur wenige wollen ihn beibehalten oder doch in anderer Weise erteilt wissen. Allein es gibt auch andere Vorschläge in dem Buch: W. Bode wünscht überhaupt eine Reduktion der Schulstunden auf die Hälfte und die Schüler sollen selber wählen, was sie lesen und bedenken wollen. Wenn aber durchaus ein Ersatz für die Religionsstunde sein müsse, dann empfehle er — Buchführung und Stenographie, weil diese die „schulische" Behandlung noch am besten vertragen könnten. Natürlich schwärmen auch manche für Ersatz durch die Naturwissenschaften. Ganz besonders spielt auch eine Goethe-Schiller-Religion eine große Rolle, deren Kultus empfiehlt besonders Fr. Molin. Nichts ist sicherer, als daß diese beiden Männer es sich höflichst verbitten würden, daß man mit ihnen einen solchen Mißbrauch treibt.

Aber nun, was wollen denn diese Volksbeglücker im einzelnen an die Stelle der Bibel als Lehrgegenstand in der Schule setzen? Von dem in dem Buch dargebotenen Chaos können wir hier natürlich nur eine kleine Blütenlese nennen: E. Dahlke empfiehlt Nathan der Weise, Chamissos alte „Waschfrau"; Haeckel: Wilhem Bölsche, Carus Sterne u. a., H. Litz der bekannte Gründer und Leiter des deutschen Landerziehungsheims, begeistert sich für „Märchen und Sagen, die da ahnen lassen die Wunder des Lebens" E. Lindenthal nennt u. a. Rosegger und Coopers „letzten Mohikaner", was wohl Rosegger dazu sagen wird, daß er die Bibel ersetzen helfen soll! Der Jude M. Nordau zählt eine Reihe von Klassikern auf, daneben auch noch Hopfens „Pinsel des Ming" und Cervantes „Don Quixote". A. Plothow empfiehlt Andersens Märchen, ebenfalls Rosegger und — Emerson (man denke, Emerson für Kinder!). Interessant ist auch, daß W. R. Rickmers meint, wenn man in der Klasse recht viel Romane, Reiseberichte usw. liest, kann der Religionsunterricht ganz ausfallen, besonders nennt er noch des Afrikareisenden Schillings Buch „Mit Blitzlicht und Büchse".

Von besonderem Interesse ist es aber zu beobachten, wie die Bibelstürmer an die Stelle des Christentums eine heidnische Religion zu setzen bestrebt sind, dahin gehört es schon, wenn mehrfach Sprüche aus der Edda empfohlen werden. A. Dodel will die Bibel u. a. durch Marc Aurels Meditationen ersetzen, E. Haeckel durch die Sagen des klassischen Altertums, welche für diesen blinden Mann „den biblischen Stoffen an ethischer und ästhetischer Wirkung weit überlegen sind". A. Hartwich hebt noch ganz besonders die Götterlieder (nicht Heldenlieder) der Edda hervor. Daß ein Mann wie E. Horneffer in den Volksschulen besonders griechische Kultur setzen will, ist nicht weiter verwunderlich, wohl aber, daß er dabei doch soviel Selbstverleugnung besitzt, anzuerkennen, daß die Bibel unserem Volke „einen unermeßlichen Segen" gebracht hat, ersetzen aber kann sie nur das griechische Schrifttum. A. Kerz meint, die zweite Sure des Korans dürfe dabei nicht fehlen, und G. Tschirn, einem freireligiösen Prediger, erscheinen für den Jugendunterricht buddhistische Worte wertvoll. Das ist so eine ganz hübsche Auswahl, eines nur ist mir dabei verwunderlich, daß ich weder Haeckel noch Nietzsche als Ersatz der Bibel genannt finde, oder habe ich es am Ende übersehen? Es wäre denn doch sehr wunderbar, wenn sie vergessen sein sollten.

Alles in allem müssen wir sagen, daß es für den Einsichtigen kein wichtigeres Zeugnis für den Religionsunterricht und die Bibel gibt als die Mehrzahl dieser Gutachten mit ihren kindlichen Verbesserungsvorschlägen. Es liegt uns fern zu verkennen,

daß auch in dieser Bewegung ein kleiner Kern der Berechtigung steckt, nämlich einmal das, was E. Hoppe sehr berechtigter Weise in seinem Gutachten hervorhebt, daß man den Religionsunterricht nicht von Männern erteilen lassen sollte, die selbst keine Religion haben. Und das andere ist dies, daß gewiß in dem landläufigen Religionsunterricht manches verbesserungsfähig ist, kein Fach des Schulunterrichts leidet so unter toter mechanischer Behandlung, sinnlosem Auswendig-lernen-lassen usw. wie die Religion. Sie sollte doch in aller erster Linie als Leben und Geist geboten werden. Daß dies oft nicht geschieht ist ganz sicher, daß sie auch von positiver Seite oft so nicht behandelt wird ist ebenso sicher. Allein wenn man oft genug so tut, auch in manchen der Gutachten, als ob die Religionsstunde nur in der Hand eines Liberalen und Freisinnigen zu sein braucht, um Leben und Wahrheit zu erhalten, so ist dies eine großartige Täuschung und eine hochmütige Selbstüberhebung jener Herrn: der Liberalismus macht an sich durchaus noch nicht das Leben aus, es gibt in ihm im Gegenteil unverhältnismäßig mehr tote Religion als auf der Gegenseite, der ich aber damit ebensowenig das Privilegium erteilen kann, stets lebendige Religion zu besitzen.

Die Erfahrung hat hundertfach bewiesen, daß es neben und unter dem positiven Bibelglauben ein sehr segensreiches religiöses Leben gibt, das sich auch anderen mitteilen kann. Daraus geht hervor, daß es töricht ist den bisherigen Religionsunterricht und die Bibel in Bausch und Bogen zu verwerfen. Die einzig berechtigte Forderung vielmehr ist die, daß der Religionsunterricht mehr und mehr lebensvoll zu gestalten sei und die mechanische Behandlung abzustreifen habe. Dazu gehören aber vor allem lebensvolle und wahrhaft religiöse Religionslehrer, und so sollte man denn bei dieser ganzen Frage mit dem Reformieren da anfangen, wo es vor allem not tut, nämlich bei den Religionslehrern selbst. So lange dies Männer sind, die für die Religion ein so beschämend geringes Verständnis haben wie viele von jenen 80 Gutachtern, ja so lange es zahlreiche Lehrer gibt, die ganz in den seichten Bahnen des Haeckelschen Monismus wandeln und die dabei doch Religionsunterricht geben müssen, solange hilft es nichts am Unterricht selbst herum zu reformieren. Solchen Männern darf man eben den Religionsunterricht überhaupt nicht anvertrauen, weil ihnen dazu jede Befähigung fehlt. Nirgends ist der Befähigungsnachweis so nötig wie auf dem religiösen Gebiet, wenn man auf ihm mitreden und mitarbeiten will oder soll.

Unser Urteil also ist: es ist frivol der Jugend die Religion vorzuenthalten und sie dadurch in einer Richtung verkümmern zu lassen, die zu den tiefsten Seiten des Menschen gehört. Es ist aber auch ebenso verwerflich den Kindern die Religion von Männern darbieten zu lassen, die keine Ahnung von ihr und von dem Leben, das sie wirkt, besitzen.

* * *

Im Anschluß an das eben Gesagte, sei nun noch darauf hingewiesen, daß die Schuldeputation der bremischen Bürgerschaft zum Glück mehr Verständnis für Religion gezeigt hat als die bremischen Volksschullehrer, indem sie den Antrag auf Abschaffung des Religionsunterrichts abgelehnt hat, da dies eine schwere Schädigung der Kinder sowohl für die geistige Bildung als auch in erzieherischer Hinsicht zur Folge haben würde, dagegen hat dann der Senat eine Prüfung der betr. Lehrpläne und der Lehrbücher beschlossen.

Arme Ilse Frapan! Ihr war die Denkschrift der bremischen Volkslehrer eine „Erbauung." Nun ist sie in derselben so unverantwortlich gestört worden durch die unverständige Schuldeputation und den Senat der altehrwürdigen freien Hansastadt

E. Dennert.



Notiz.

„Und kein Dank dazu haben.“ — Vor einiger Zeit las ich irgendwo eine Auslegung dieses Wortes aus dem Lutherlied, die Dank = Gedanke nimmt. Das dürfte doch ein schwerer Irrtum sein, denn im Mittelalter finden wir sehr häufig das widerwillige Tun oder Zulassen einer Sache in den Ausdruck gebracht: er tut es oder muß es leiden ohne Dank oder ähnlich. Einen Ausdruck der Art will ich hierher setzen, der jeden sofort die gleiche Gedankenbildung erkennen läßt. Er ist ein paar 100 Jahre älter als das Lutherlied. Im Wolfdietrich D. IV. 92 verweigert der Wächter des gefangenen Dietrich die Herausgabe der Schlüssel: daz wizzet sunder wân, ân iuwern Dank der kerker mucz besloззen stân, ê ich mich lieze nöten der slüzzel an der stunt, man müeste mich ê töten.“ —

Schick.



Aus guten Büchern.

Die Kenntnis der Natur führt unausweichlich zur Gottesidee, und gerade nach den Gesetzen der Kausalität sind wir nach meinem Dafürhalten des Daseins Gottes so sicher wie des Daseins der Natur. Mag eine skeptische Philosophie dieser Folgerung auch nur einen bescheidenen Grad von Wahrscheinlichkeit zumessen oder sie gar für „unphilosophisch“ erklären; der nach den Methoden der Induktion und der Analogie schließende Naturforscher wird in der Zurückführung des Daseins und der Eigenschaften der Organismen auf eine schaffende Gottheit nicht nur die begreiflichste, sondern die einzig vorstellbare Erklärung finden; ihm folgt sie mit überzeugender Logik aus den Tatsachen. Wenn Demokrit mit Recht sagte, daß alles aus Notwendigkeit geschehe, so muß Gott aus der Natur mit demokritischer Notwendigkeit gefolgert werden.

Darum ist die Annahme Gottes nicht Dichtung, sondern Induktion. Wir finden ihn durch dieselbe Methode, durch die wir ein Naturgesetz finden; und wenn wir kein Sinnesorgan für seine Wahrnehmung besitzen, so kann dieser Umstand unmöglich gegen seine Wirklichkeit eingewandt werden.

Daß wir Gott nicht sehen, auch durch Fernrohre und Mikroskope nicht sehen, und durch keine chemische Reaktion nachweisen können, ist kein stichhaltiger Einwand gegen seine Existenz. Besäße der Mensch keine Augen, so würde er auch die Dinge dieser Welt nicht sehen können; ihr Dasein wäre darum nicht minder tatsächlich. Die Gedanken der Menschen sind doch sicher etwas Reales; aber wenn wir sie auch in Lauten, Schriftzeichen, Bildern usw. symbolisieren, wenn wir ihre Wirkungen auf die materielle Welt aus Erfolgen feststellen können, so sind und bleiben sie selbst jeder sinnlichen Wahrnehmung unzugänglich.

Wir erschließen Gott aus seiner Wirksamkeit, wie wir das Dasein von Materie und Energie, wie wir die Naturgesetze aus ihrer Wirksamkeit erschließen. Man könnte Gott in gewissem Sinne das oberste Naturgesetz nennen. Wenn man aber gesagt hat: es gibt keine Gottheit, weil es keine geben kann, so ist dies in meinen Augen eine wissenschaftliche Frivolität.

Die Naturforschung ergibt eine in Gesetzmäßigkeit waltende und mit sich selbst nicht in Widerspruch tretende, keine gesetzlose und anarchische Gottheit. Sie ist wirksam in der beobachteten Gesetzlichkeit des Geschehens; ihr Begriff vertritt symbolisch ein Geheimnis, durch das die Pflanzen und Tiere hervorgebracht sind. Wenn sie etwas für uns Unbegreifliches bleibt, so ist das nicht zu verwundern; hat doch auch Hume die Kraftäußerungen der Materie unbegreiflich gefunden. Daher ist auch unser Verstand etwas für uns Unbegreifliches, obwohl derselbe, wie die Gottheit, nur im Rahmen der Natur-

gesetze schafft. Gott ist erhaben über aller Erklärung, weil wir ihn nicht beobachten und beschreiben können, sondern nur seine Taten wahrnehmen.

Schwerlich ist dem Verhältnisse Gottes zur Natur und zu uns, den naturforschenden Menschen, ein schönerer Ausdruck verliehen worden als durch Schiller in Don Carlos:

Den Künstler wird man nicht gewahr, bescheiden
Verbirgt er sich in ewige Gesetze.
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn:
Wozu ein Gott? spricht er, die Welt ist sich genug!
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr,
Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen.

Aus: J. Reinke, Die Welt als Tat. 4. Aufl. S. 479. Berlin. Gebr. Paetel 1906. Wir empfehlen dieses herrliche Buch auch in seiner neuen Auflage auf das Angelegentlichste. Dt.



Frage 58 (1905 S. 418): Wie ist es mit der Lehre von der Gnadenwahl? und Frage 66 (1906 S. 139): Pauli Darstellung der Prädestination im Römerbrief.

Die in beiden Fragen ausgesprochenen Anstöße gehen von einer unrichtigen Deutung der Lehre von der Gnadenwahl oder Prädestination aus. Diese Lehre wird dabei so verstanden, als habe Gott von Ewigkeit her in unabänderlicher Weise die einen zur Seligkeit, die anderen zur Verdammnis bestimmt. Jene leite er so, daß sie, sei es auch erst nach vielen Umwegen, schließlich zum Heile gelangen müßten, diese aber so, daß sie, auch wenn sie sich darum eifrig mühten, niemals zur Seligkeit kommen könnten. Gegen eine solche Lehre bäumt sich alle Vernunft und alles Billigkeitsgefühl in uns auf. Auch die heilige Schrift widerspricht ihr mit der Erklärung, Gott wolle, daß allen geholfen werde, und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, er habe nicht Gefallen am Tode des Gottlosen usw. Die Ausgestaltung, welche diese Lehre namentlich durch Augustin und Calvin erhalten hat, beruht auf einem Mißverständnis von Römer Kap. 9—11. In diesen Kapiteln handelt es sich nicht, wie jene Kirchenlehrer annahmen, um die ewige, sondern um die zeitliche Erwählung der Völker und einzelner Menschen, also auch nicht um eine unaufhörliche, unwiderrufliche Verwerfung eines Teils der Menschheit, sondern um dessen zeitweilige Verschließung gegen das Heil, der eine spätere Gnadenanbietung folgen soll. Das ergibt sich unwiderleglich aus 11, 32: „Gott hat alles beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich aller erbarme," und aus 11, 25—26: „Blindheit ist Israel eines Teils widerfahren, so lange bis die Fülle der Heiden eingegangen sei (nämlich in das Reich Gottes), und also das ganze Israel selig werde."

Wie schon diese Verse andeuten, haben es die gedachten drei Kapitel nicht mit dem unabänderlichen Lose Israels, wie es sich auch in der Ewigkeit fortsetzt, zu tun, sondern mit der Frage, womit die ganze Darlegung im Anfang des 9. Kapitels anhebt, warum doch Israel damals von dem erschienenen Heil fern blieb. Die Antwort hierauf lautet: Ob und wann jemand schon hier auf Erden Zutritt zum Reiche Gottes haben soll oder nicht, das richtet sich nach dem freien Ratschluß des weltregierenden Gottes, nach einer Gnadenwahl, in der dieser zulasse oder ausschließe, annehme oder verwerfe, nicht für immer, sondern auf eine Zeitlang, welche er wolle. Wie Gott zuvorver-

sehen hat, wie lange und wie weit die Völker wohnen sollen, so bestimmt er auch, ob und wann und wie jedes einzelne das Evangelium kennen lernen soll. Der Herr beruft die Völker wie die Arbeiter im Gleichnis vom Weinberg zu verschiedenen Stunden, einige zur dritten, andere zur sechsten oder neunten, andere zur letzten, zur elften Stunde. Unser deutsches Volk hat er in den Frühstunden seines Lebenstages, manchen dahinwelkenden Indianerstamm Amerikas, manches aussterbende Volk der Südsee gegen den Abend in sein Reich geladen. Vielen anderen, wie so manchem Negervolke Afrikas, schlägt auf Erden gar keine solche Gnadenstunde. Wir hoffen, daß ihnen in einer anderen Welt die Sonne des Heils leuchten wird, deren hellen und warmen Schein sie während ihrer hiesigen Todesnacht niemals inne wurden; unser diesseitiges Leben ist ja nur ein Bruchstück unseres gesamten Daseins. Aber doch erfüllt sich schon hierin: „Er erbarmet sich, welches er will.“ 9, 18. Auch das geschieht sicher nicht nach Willkür, so gewiß Gott ein Gott der Weisheit und Liebe ist. Aber wir müssen uns wie in tausend und abertausend anderen Dingen an dem Troste genügen lassen: „Was ich tue, weißt du jetzt nicht, wirst es aber hernach erfahren.“

Mit dem bisher Gesagten jedoch erschöpfen wir den Grundgedanken des Apostels nicht. Unter den Völkern, die mit dem Evangelium bekannt werden, ist ein Unterschied. Hier ein Volk, bei dem der gestreute Same früher oder später aufgeht und herrliche Früchte trägt, wie bei den Kolhs, den Battas, den Madagassen u. a., und dort ein anderes, bei dem er auf steinigten Boden fällt, wie bei den Muhammedanern, den Papuas u. a. Woher dieser Unterschied? Nur aus dem Verhalten der Völker, für das sie verantwortlich sind, nur daher daß die einen dem Zuge des Vaters nachgeben, die anderen ihm widerstreben? Ohne Zweifel liegt darin ein Grund. Paulus betont ihn für Israel im 10. Kapitel. Aber ist es der einzige und letzte? Dann freilich wäre ihre Verstockung nur ihre eigene Schuld. Wer dürfte dann noch auf eine spätere Begnadigung hoffen, wie doch Paulus für sein heißgeliebtes Volk tut? Doch der Apostel schreibt 9, 18: „Gott verstocket, welchen er will“, und er hat dabei nicht eine Verstockung im Sinne, die auf den Unglauben als seine Strafe folgt, sondern eine solche, die den Unglauben hervorruft. Und solche Verstockung tritt überall ein und muß eintreten, wo die Predigt von Christo erschallt, aber Gott es aus irgend einem Grunde an der hinreichenden inneren Einwirkung auf den menschlichen Geist fehlen läßt, die dessen natürlichen Widerstand zu brechen vermag. Was nützt das Streuen des Samens, wenn ihn nicht der warme Lebensodem zum Keimen und Aufgehen bringt! Ohne diese innere Mitwirkung des göttlichen Geistes kann man Hunderte von christlichen Zeugnissen hören, und sie gleiten ab wie das Wasser von der Felsenwand. Das Evangelium wird zum Stein des Anstoßes, zum Ärgernis. Auch bei den Völkern ist es nicht anders. So sind z. B. die Muhammedaner durch die Lehren ihrer Religion zum fanatischen Haß gegen das Christentum entflammt. Und wenn sie nun von dem Evangelium nichts hören mögen, ja es verfluchen, so ist das eine Verstockung, an der manche Schuld haften mag, aber doch in erster Linie eine Verstockung, die Gott selbst für eine gewisse Zeit herbeiführt, für die Zeit nämlich, während der er den Herzen nicht Kraft genug verleiht, um über jene Anstöße hinwegkommen zu können. Auch für sie wird Gott eine andere Zeit heraufführen, wo die äußeren und inneren Verhältnisse dies ihnen möglich machen. Aber bis dahin bleibt es für sie bei dem souveränen Wort: „Er erbarmet sich, welches er will, und er verstockt, welchen er will.“ In der Geschichte der Völker herrscht Gottes freie Gnadenwahl.

So ist es auch im Leben der einzelnen. Der Geist Gottes wehet, wo er will. Er läßt sich seine Bahn nicht vorschreiben. Denn Gott erbarmet sich, welches er will. „Er liebt einen Jakob und haßt einen Esau 9, 13, d. h. erweist jenem eine größere und diesem eine geringere Liebe. In derselben Familie, deren Glieder unter denselben Einflüssen stehen, erwacht der eine zum Leben, der andere bleibt im geistlichen Tode.“ Es liegt nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. Auch hier darf man in vielen Fällen davon reden, daß Gott „verstocket, welchen er will“. Es gibt Fälle

genug, wo es dem Menschen durch mancherlei Umstände unmöglich gemacht wird, sich dem Evangelium zuzuwenden. Ganz abgesehen von Geisteskranken finden wir zu allen Zeiten, und nicht am wenigsten in unseren Tagen Leute, in denen keine Wahrheit höherer Art mehr Wiederhall findet, die gar kein Gefühl mehr für ewige Dinge haben, nicht infolge besonderer persönlicher Verschuldung, sondern infolge vieljähriger Einwirkung, denen sie sich nicht entziehen konnten. Wie mancher wächst in einer geistigen Atmosphäre auf, die so verpestet und vergiftet ist, daß höhere Regungen nicht zum Durchbruch kommen können, meist täglich umgeben von Haß und Abscheu gegen Kirche und Christentum. Es ist ein besonderes Wunder, wenn aus solchen Verhältnissen heraus ein Herz zur lebendigen Erkenntnis Christi gelangt. Und geschieht dies, so ist eine außerordentliche Einwirkung des heiligen Geistes, eine besondere Gnadenführung voraufgegangen. Bleibt diese aus, so ist es nicht wunderlich, wenn sich das Herz verstockt.

Allerhand andere Hindernisse können zu demselben Ziele führen, Irrlehre und Unglaube der Umgebung, eines Lehrers oder Geistlichen, eine falsche geistliche Erziehung, eine soziale Versklavung, wodurch der Wahrheitssinn, die Fähigkeit, sich selbständig zu entscheiden, ertötet wird, die Macht des Zeitgeistes, des nackten Materialismus oder eines hohlen Vernunftglaubens, der ganze Geschlechter beherrscht u. a. Muß es denn nicht in allen diesen Fällen ohne Gottes besonderes Dazwischentreten zu einer Verhärtung und Verblendung, zu einer Verstockung gegen die göttliche Wahrheit kommen? Die uns angeborene Empfänglichkeit für diese ist auch dann nicht völlig ausgelöscht, so gewiß der Mensch auch dann noch kein Teufel wird. Aber sie bleibt gebunden und äußert sich höchstens in seltenen und vorübergehenden Regungen. Der ganze Herzensboden ist so dicht von Unkraut überwuchert, daß der Same des göttlichen Wortes garnicht aufgehen kann, es sei denn, daß ein ungewöhnlich reiches Maß von Gnade ihm dazu verhilft. Hier überall haben wir es mit Seelenzuständen zu tun, die ohne Schuld des Menschen nicht entstehen können, die aber auch ohne gesteigerte Gegenwirkung Gottes nicht beseitigt werden können. Die Umstände und Einflüsse, unter denen sie sich bildeten, hat Gott zugelassen. Und darum trifft hier zu, was der Apostel schreibt: „Gott verstocket, welchen er will.“ Damit soll nicht gesagt sein: für immer. Über das ewige Geschick dieser Leute ist damit nichts entschieden. Gott kann zu seiner Zeit, sei es in dieser, sei es in jener Welt, früher oder später auch diese „Gefäße seines Zornes“ in Gefäße seiner Barmherzigkeit umbilden, und sie aus den Tagen „des Verderbens“, (nicht wie Luther übersetzt „der Verdammnis“) in Zeiten des Heils hinüberführen [9, 22]. Er wird sie zu seiner Stunde und an seinem Ort erwecken, und wenn sie ihn dann nicht hindern, auch bekehren. So hat seine Gnade den Paulus selbst, diesen vordem verblendeten und verstockten Feind des Gekreuzigten in dessen auserwähltes Rüstzeug umgewandelt, und wieviele andere außer ihm! So weissagt auch der Apostel, daß die abgebrochenen Zweige Israels zuletzt wieder dem ursprünglich edlen und erwählten Stamme eingepfropft werden sollen.

Und was folgt aus alledem für unser Verhalten? Die auf Grund von Röm. 9—11 gegebenen Andeutungen lassen uns einen Blick in die göttlichen Ratschlüsse tun, die über der inneren Lebensgeschichte der Völker und der einzelnen walten. Nicht nur die lieblichen Frühlingszeiten des geistlichen Lebens, sondern auch die öden Wintertage und ihr scharfer Frost, der alles Leben in Fesseln schlägt, stehen unter Gottes Leitung und Ordnung. Das mahnt zur Milde in unserem Urteil über andere — auch die Verstockung kann großenteils durch äußere Verhältnisse unter Gottes Zulassung veranlaßt sein —, aber auch zur Treue für uns selber. Es gilt, die Zeit der Gnade und Gnadenanfassung, die Gott uns schenkt, auszukaufen, so lange sie währt, damit nicht die zeitliche Verstockung zur ewigen führt. Weit entfernt also, daß die Lehre von der Gnadenwahl, wenn sie richtig verstanden wird, unser „Streben nach dem Ziel“ (Frage 66) ausschließt und uns nicht verantwortlich macht, wenn wir „verloren gehen“ (Frage 58), schärft sie das Gewissen und treibt dazu, mit Furcht und Zittern unserer Seelen Seligkeit

zu schaffen, weil Gott beides wirket, das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen. Hermann Werner-Andernach.

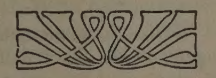
Frage 70: Sind die Heiden, die das Gesetz nicht kennen und gegen das Gesetz handeln, ewig verloren (nach Röm. 2, 12—16) oder sollte ihnen nach dem Tode nicht doch noch von „Gut und Böse" gepredigt werden, um sie aufzuklären, wie Jesus im Gefängnis den Geistern gepredigt hat? — F. H. Commis in B.

Die hier herangezogene Stelle will wohl zunächst einen Unterschied zwischen Juden und Heiden in der Art feststellen, daß die Juden die größere Verantwortung haben, weil sie nämlich das Gesetz haben, die Heiden aber nicht; nicht das Hören sondern das Tun des Gesetzes entscheidet vor Gott. Nun aber haben die Heiden doch auch ein Gesetz, nämlich ein in ihre Herzen geschriebenes, d. h. als die Stimme des inneren Sittengesetzes. Durch dasselbe haben auch sie eine gewisse Verantwortlichkeit, allein ihre Erkenntnis kommt nicht derjenigen der Juden gleich, daher wird offenbar auch das Gericht über sie nicht dem gleich sein, das über die Juden hereinbrechen wird. Ja, ein Jude, der das Gesetz hat, aber nicht darnach handelt, steht unter dem edlen Heiden, der die Stimme in sich hört und ihr nur ahnend folgt. Das Große, was sich vor allem aus diesen Worten ergibt, ist, daß in der Ewigkeit nicht schablonenhaft verfahren wird, sondern daß sich Gottes Gerechtigkeit nach der Treue der Menschen gegenüber den ihnen angebotenen Gnadenmitteln und nach dem Maß ihrer Erkenntnis richten wird. Man beachte auch dazu das bedeutungsvolle Wort Röm. 10, 14: „Wie sollen sie aber glauben, von dem sie nicht gehört haben."

Es will mir darnach scheinen, als ob an der obigen Stelle jedenfalls nicht vom Ewig-Verlorensein die Rede sein kann. Wir wissen, daß zwar in den Heiden auch das innere Gesetz lebt, aber wie oft verkümmert und verdunkelt! Sie werden daher auch nur nach dem Maßstabe ihrer sehr geringen Erkenntnis beurteilt werden können, nicht aber nach dem Maßstab, der an uns angelegt werden wird. Das scheint mir die große Wahrheit zu sein, die wir aus Röm. 2, 12—16 herauslesen müssen, um daran dann unsere eigene so große Verantwortlichkeit zu fühlen. Freilich durchaus mit Unwissenheit entschuldigen können sich die Heiden auch nicht; allein es ist ein mit Gottes Gerechtigkeit völlig unvereinbarer Gedanke, daß alle Menschen ganz schablonenhaft nach demselben Maßstabe gemessen werden sollten, ganz davon abgesehen, ob sie die Möglichkeit geistlicher Erkenntnis hier auf Erden schon besaßen oder nicht.

Diese Gedanken führen m. E. sofort zu dem anderen einer Weiterentwickelung nach dem Tode. Er läßt sich mit Sicherheit aus der Bibel ebensowenig nachweisen wie sein Gegenteil. Manche Stellen wie z. B. 1. Petri 4, 6 scheinen aber doch darauf hinzuweisen, daß auch die Unwissenden noch nach dem Tode Gelegenheit haben werden Gottes Gnade und ihre Bedingungen kennen zu lernen.

Und weshalb ist uns dies völlig klar zu erkennen hinieden nicht beschieden? Nun, weil dann dem Leichtsinn in diesem Leben Tür und Tor geöffnet wären. Denn die meisten Menschen würden doch dann offenbar denken: wir wollen dieses Leben genießen, denn nach ihm können wir uns immer noch bessern. Dt.





1. Zeitschriften.

Die christliche Welt Nr. 17 enthält von W. Veit „Englische und deutsche Frömmigkeit". — In Nr. 22 behandelt F. Kattenbusch „Das sittliche Recht des Krieges". In Nr. 21/22 wendet sich F. Rittelmeyer gegen „Die künftige Religion des Dr. Ernst Horneffer", die wir auch schon kurz gekennzeichnet haben.

Natur und Offenbarung 1906. 5. Heft. C. Boetzkes beginnt einen Artikel „Die Eigenart der psychischen Probleme", wobei er sich besonders gegen Wundt wendet. C. Isenkrahe „Über die Verwendung mathematischer Argumente in der Apologetik" (gegen Gutberlet).

Der Beweis des Glaubens 1906. 5. Heft. E. Dennert zeigt in „Verworn und das Leben", daß die Versuche des Physiologen Verworn die Eigenart des Lebens zu widerlegen, mißglückt sind. E. G. Steude beschließt seinen Aufsatz „Der materialistische Pantheismus".

Naturwissenschaftliche Wochenschrift Nr. 18. W. Caspari „Das Gesetz von der Erhaltung der Energie in seiner Anwendung auf den tierischen Organismus": Es liegt keine Tatsache vor, „welche uns beweist oder auch nur wahrscheinlich macht, daß geistige und phychische Tätigkeit nicht ebenfalls unter das Gesetz von der Erhaltung der Energie fallen. Ebensowenig aber können wir mit Bestimmtheit negieren, daß in diesen Funktionen nicht doch Kräfte tätig und wirksam sind, welche außerhalb der Gesetze stehen, die in der nichtorganisierten Natur herrschen."

Konserv. Monatsschrift 63. Jahrgang. 5. Heft: J. Reinke bespricht in „Kosmos" mit ruhiger Sachlichkeit die Abstammungslehre, die Urzeugung, Abstammung des Menschen, Unterschied zwischen Menschenseele und Tierseele, das harmonische Gefüge der Natur. 5. u. 6. Heft; R. H. Grützmacher „Die Stellung O. Wildes und M. Gorkis zu Religion und Christentum", eine lesenswerte Studie.

Deutsch-Evang. Blätter 1906. 6. Heft enthält: L. Clasen „Glaube, Offenbarung, heilige Schrift" und H. Jakoby „Jesus Christus und die soziale Frage": nicht nur in religiöser, sondern auch in moralischer und sozialer Beziehung ist uns Christus die höchste Autorität.

Werde gesund! Zeitschrift für Volksgesundheitspflege, Krankheitsverhütung und gesunde Erziehung. Herausgegeben von Dr. med. G. Liebe. 6. Jahrgang. Eine empfehlenswerte Zeitschrift für Gesundheitspflege usw, die in durchaus idealem Sinne geleitet wird und auch Dinge aus dem Grenzgebiet behandelt. Wir stimmen nicht mit allem überein, was gesagt wird, allein es ist doch erfreulich, wenn ein Arzt den Standpunkt hat, den der Herausgeber vertritt (modern-christlich).

2. Bücher.

E. Dennert. Dr. phil., Naturgesetz, Zufall, Vorsehung! Hamburg, Agentur des rauhen Hauses. 1906. 1 Mk. — Der unermüdliche Apologet legt in diesem Vortrag ein zu Herzen gehendes Zeugnis ab für die Möglichkeit des Wunders und die Wirklichkeit der Gebetserhörung. Ausgehend von den unbedachten Äußerungen des Professors Ladenburg auf der Naturforscherversammlung des Jahres 1903 zeigt derselbe die Haltlosigkeit der Phrasen von der Ewigkeit und Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze und weist nach, daß auch die Naturkräfte am besten als Ausdruck des Willens Gottes gefaßt werden,

da Kraft nach Helmholtz eine dem Willen gleichwertige Macht ist. Weiter wird ausgeführt, daß der Zufall im Sinn eines Gegensatzes gegen Gesetzmäßigkeit im Bereich der Natur nirgends vorkommen kann, daß vielmehr der im naturgesetzlichen Geschehen sich äußernde Wille Gottes unbedingt als ein absichtsvoller, also als Vorsehung zu charakterisieren ist. Der Verfasser bekennt sich mit großer Entschiedenheit zu der anthropozentrischen Weltauffassnng, für die er namentlich auch das Zeugnis des Astronomen Wallace geltend macht. Den eigentlichen Höhepunkt seiner Ausführungen bilden die Aussagen über Wunder und Gebetserhörung, bei denen es ihm gelingt, durch packende bis ins Detail ausgeführte Beispiele den Nachweis zu führen, daß man den Boden der wissenschaftlichen Naturerkenntnis nicht zu verlassen braucht, wenn man Wunder und Gebetserhörung anerkennen will. Der Vortrag ist in der Tat geeignet, ehrliche Zweifler im Glauben an die Berechtigung ihres negativen Standpunktes zu erschüttern. F. W.

B. Harms, Pastor, Falsche und wahre Grundlinien über die Entstehung des Christentums. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1905. 48 S. 0.80 Mk. — Eine sehr empfehlenswerte Gegenschrift gegen Wernle's „Die Anfänge unserer Religion", welche die Schwächen dieses Buches geschickt aufdeckt.

A. Amirchanjanz, Missionar, Der Koran, eine Apologie des Evangeliums. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1905. 45 S. 1. Mk. — Eine interessante Studie, welche die Entstehung und äußere Gestalt des Koran erörtert und seinen Inhalt mit dem Evangelium vergleicht.

J. S. Jaspis, Koran und Bibel. Leipzig, G. Strübig, 1905. 103 S. — Nach einer Charakteristik Muhammeds und seiner Religion stellt der Verfasser eine ganze Reihe von Lehren der Bibel mit entsprechenden Erörterungen des Koran zusammen.

Fr. Kropatschek, Prof. Dr., Die Aufgaben der christusgläubigen Theologie in der Gegenwart. Gr. Lichterfelde, E. Runge, 1908. 29 S. 0.50 Mk. — Eine zeitgemäße Broschüre, welche die Ziele der neuen positiven Theologie klarlegt.

Heinzelmann, D. Dr. W., Deutsch-christliche Weltanschauung. Gesammelte Vorträge und Abhandlungen. Halle, Waisenhaus 1905. 5 M. — Das Buch wendet sich offenbar an Bildung suchende Gebildete und gibt in seinen 3 Teilen: die geschichtlichen Grundlagen der deutsch-christlichen Kultur, die wichtigsten Fragen der deutsch-christlichen Bildung, Goethe als Vertreter einer deutsch-christlichen Weltanschauung, einen auf vielfach eingehendem Studium beruhenden Beitrag zum Verständnis und zur Lösung einer großen Zahl von Bildungsfragen. Obwohl eine Sammlung von 12 Abhandlungen trägt das Ganze doch einheitlichen Charakter. Überall ist die Geschichte die Lehrmeisterin Wertvoll scheinen mir besonders die Ausführungen über den Protestantismus als Kulturprinzip der Neuzeit, die Studie über Schleiermachers Monologen, der ästhetisch-ethische Aufsatz über den ethischen Beruf, die Kunst und nicht zuletzt die 3 Abhandlungen über Goethe, wenn freilich Goethe auch zu sehr im Licht idealen Christentums gesehen wird. Dem reichen Inhalt entspricht die gewandte Sprache. Etwas schulmeisterlich wirken die vielen gesperrt gedruckten Worte. Z.

Mosapp, Dr. H., Luther und Schiller. Ein Nachklang von der Schillerfeier zum Luthertage 1905. Stuttgart, Kielmann. 0.60 Mk. — Aus berufener Feder eine Würdigung zweier Erneuerer Deutschlands in seiner Religion und in seiner Sittlichkeit. Mosapp ist der bekannte Biograph der Charlotte von Schiller. Z.

Peterson-Kinberg, W., Wie entstanden Weltall und Menschheit? Hat Gott die Welt aus dem Nichts geschaffen? Hatten die ersten Menschen Adam und Eva keine Vorfahren? Stuttgart, Strecker und Schröder. 1906. 300 S. 2. Mk. — Der Verfasser steht auf dem Boden des Darwinismus und führt unter anderen auch Haeckel an. Er bekennt sich zur Affentheorie und leugnet den biblischen Schöpfungsbericht und natürlich auch den biblischen Christus. Verf. spricht unverhohlen aus, daß sich die Welt im Lauf der Jahrtausende durch Verkettung von Zufällen zu ihrem jetzigen Stande entwickelt hat, ein Schöpfer ist für ihn nicht vorhanden. Es ist

tief bedauerlich, daß solche Geistesfrüchte des Unglaubens unter großer Reklame den Weg in unser Volk finden und ihm seinen Glauben untergraben. Vor solchem Gift kann nicht genug gewarnt werden. — X.

Georg Buchwald, Pfarrer D. Ungedruckte Predigten D. Martin Luthers aus den Jahren 1537—1540. Vollständig in ca. 11 Lieferungen à 0,60 Mk. Leipzig, G. Strübigs Verlag. 1905. — Luthers Schriften bedürfen keiner Empfehlung. Die Schätze, die in ihnen verborgen liegen, sind noch lange nicht alle gehoben. Nirgends aber bekommen wir einen so lebendigen Eindruck von der gewaltigen Persönlichkeit Luthers wie in seinen Predigten. In dieser dankenswerten Sammlung befinden sich wahre Perlen, die auch dem Laien ein besseres Verständnis von Luthers Eigenart geben als dickleibige Bände über Luther. W.

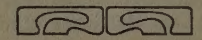
Th. Simon, Pastor Lic. Dr., Predigten und Homilien über Texte aus dem 1. Briefe St. Petri. Leipzig. A. Deicherts Nachf. 1906. 151 S. 2,50 Mk. — Verfasser stellt in der Vorrede als Ideal der Predigt hin, dem er zustrebt, die Schönheit, die in der Einfachheit liegt. Er hält es für einen verkehrten Versuch durch Geistreichtum zur Kirche zu locken. Wie es den Menschen aus der Übersättigung der Städte in die Natur hinaustreibt, so treibt es auch manchen in die Kirche. Darum ist edelste Aufgabe der Predigt in aller Einfalt zu der ungekünstelten Schönheit der Himmelreichsgedanken hinzuführen. Diesem Ideal kommt der Verfasser möglichst nahe. Wer einfache gute Nahrung sucht für seine Seele, der greife zu diesen Predigten, er wird in ihnen finden, was er sucht. W.

J. L. Nuelsen, Prof. D., Ausgewählte Predigten mit einer einleitenden Monographie. Dresden. C. L. Ungelenk. 1905. 141 S. 1,50 Mk. — Das Bändchen enthält Predigten über die Errettung durch den Glauben, die freie Gnade, schriftgemäßes Christentum, Rechtfertigung, Weg zum Reiche Gottes, Zeugnis des heiligen Geistes, über die Sünde im Gläubigen, christliche Vollkommenheit, Gebrauch des Geldes. Eine treffliche Auswahl, die hinreicht mit der Eigenart dieses wirkungsvollen Predigers bekannt zu machen. W.

Hennig, P. M., Taten Jesu in unsern Tagen. Skizzen und Bilder aus der Arbeit der Inneren und Äußeren Mission, gezeichnet von einer Reihe ihrer deutschen Vertreter. Hamburg, Rauhes Haus. Kart. 3,— Mk., eleg. geb. 4,50 Mk. (Letztere Ausgabe mit 2 interessanten Bildern: Jesu Wirken unter den Menschen, und sein letztes Wort an die Jünger). — Ohne Zweifel ein sehr zeitgemäßes Buch, nicht trockene Zahlen, sondern lebendige Schilderungen und Erzählungen, für deren Gediegenheit schon die Namen der Verfasser wie Zauleck, Hennig, Ernst Evers, Helbing, Martin Ulbrich u. a. bürgen. Zu Geschenken ganz besonders geeignet. Z.

Schrenk, E., Pilgerleben und Pilgerarbeit. 2. Aufl. 8.—15. Tausend. Kassel, Röttger. Mit Bildnis des Verfassers. — Das schlichte, offene, wahre Lebensbild des größten unserer Evangelisten hat schon viele Herzen gewonnen und bedarf keiner Empfehlung, um weiter vielen lieb zu werden. Z.

Francke, A. H., Briefe an Heinrich XXIV. Reuß j. L. und seine Gemahlin Eleonore, 1704—1727. Herausgegeben von Schmidt und Meusel. Leipzig. Dürr. 3 Mk. — Einen Beitrag zur Geschichte des Pietismus nennen die Herausgeber mit Recht diese Sammlung von 99 Briefen, denen noch eine Reihe von Briefen an Francke und von ihm an andere beigefügt ist. Die vielfach sehr ausführlichen, theologisch und praktisch hochinteressanten Briefe lassen uns Blicke in eine staunenswert ausgedehnte Korrespondenz Franckes tun und erweitern die Kenntnis seines Lebens wesentlich. Z.



Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.